Heimath und Ferne.

Historischer Roman

in zwei Bänden.

Von

Bernd von Guseck.

Erster Band.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Erstes Kapitel.

Abendruhe.

Wem es vom Schicksal beschieden ist, nach langer, stürmischer Erdenlaufbahn einen heitern und stillen Lebensabend im Kreise liebender Herzen zu genießen, der mag sich wohl für gesegnet erachten, umso mehr, wenn ihm der gütige Gott dazu noch im hohen Alter körperliche Rüstigkeit und geistige Frische wunderbar erhalten hat. Das fühlte der Greis im Silberhaar, der unter der Linde saß, dem Wahrzeichen seines Geschlechtes, das es vor jedes Haus gepflanzt, in welchem es bei seiner weiten Verbreitung eine bleibende Stätte gefunden. Neben ihm auf der Bank hatte, wie immer, seine Lieblingsenkelin mit ihrem Spinnrade ihren Platz genommen, darum sein Lieb-

ling, weil sie allein von all' seinen Enkeln eine Waise war; um beide her saß die Familie des Hauses: der Herr desselben, des Greises jüngster, jetzt sein einziger Sohn, ein Mann auch schon von sechszig Jahren, seine Gattin, wohl fünfzehn Jahre jünger als er, wie es in guter alter Zeit noch kein Mißverhältniß war, ihre älteste, allein noch unvermählte Tochter und ein Sohn, der eben zum Jünglinge erwachsen schien. Die Abendsonne eines freundlichen Frühlingstages warf ihre milden Lichter über die trauliche Gruppe und verklärte die ehrwürdige Gestalt des Großvaters, wie ihn selbst der eigene Sohn nannte, mit einer fast überirdischen Schönheit. Sein Auge strahlte, ungeblendet von der Glut, die im Niedergange flammte, in dem aus dem Innern einer hohen Seele strömenden Glanze, während er mit seiner Enkelin doch nur von kleinen Dingen der nächsten Gegenwart sprach: von ihren Blumen, die sie sorglich pflegte und die auch er besonders liebte, oder von dem Vogel, den ihr der Vetter gefangen und geschenkt und dem sie heimlich glühte die Freiheit zu geben, wenn es ihn nur nicht kränken möchte. Es war ein anziehendes Bild, dieß blühende, liebliche Kind neben dem schönen Greise zu sehen. Wie schlank, doch nicht hager etwa, und wie königlich aufrechtge-

tragen war noch seine Gestalt, man hätte ihm, wer sein Alter nicht wußte, kaum soviel Jahre gegeben, als dem Manne, der ihm gegenübersaß und sein Sohn war, und doch waren fast neunzig Sommer verronnen, seit seine Wiege droben in dem Erkerzimmer des alterthümlichen Schlosses gestanden hatte, das sein graues Gemäuer unmittelbar hinter der Linde erhob. Schneeweiß waren die Locken zwar, die weit aus der hohen Stirn gescheitelt seine Schläfe fast freiließen, aber sie fielen noch in unverminderter Fülle über den Nacken herab, den der Alte nur vor Einem Herrn, dem Herrn des Himmels, beugen gelernt. Seine Hand, mit welcher er eben scherzend den Faden prüfte, welchen die Enkelin gesponnen hatte, war stark, aber auffallend wohlgeformt, und weiß, wie eine Frauenhand: freilich hatte er sie nun schon lange Zeit nicht mehr zu ernsten Thaten, wie sonst, gebraucht. Wie sauber war auch seine Kleidung, obschon nicht neu, vielmehr stark getragen und dem Schnitte nach aus längstvergangener Zeit! Die Jungfrau neben ihm, kaum sechszehn Jahre alt, glich ihm Zug für Zug mit einer wunderbaren Aehnlichkeit — seltsam zu schauen bei der großen Verschiedenheit ihres Alters. Ihr Auge hatte dasselbe leuchtende Tiefblau, ihre Stirn war hoch

und rein wie die seinige, und das Profil ihres Antlitzes zeigte, gleich dem des Greises, die edelste griechische Linie. Es that der Aehnlichkeit beider keinen Eintrag, daß der Enkelin Haar schimmerndem Golde glich, während er schon Silber trug, ebenso wenig, daß ihr Wuchs nicht Mittelgröße überstieg und er zu den hochgewachsensten Männern zählte.

Sehr verschieden von diesem waren die andern beiden Paare, welche mit im Kreise um den Tisch saßen, der unter der Linde zur Abendruh für die Familie stand. Der Schloßherr war breiter und mächtiger gebaut als sein Vater, aber er trug sich schon ziemlich gebückt, sein Gesicht hatte nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ihm, es war voll und braun und hatte einen sehr gutmüthigen Ausdruck, aber ihm fehlte der vornehme Geist, der aus jedem Zuge des Greisenantlitzes sprach, sein Haar war blond, stark mit Grau gemischt und schon spärlich auf dem Scheitel; ein ins röthliche spielender, rund geschnittener Bart zog sich um Kinn und Mund. Glich er also nur wenig seinem Vater, so waren ihm seine beiden Kinder, die getrennt auf den beiden kurzen Seiten des Tisches saßen, vollkommen unähnlich, und in ihrer Art wieder Ebenbilder der Mutter, welche sich neben ihm mit einer feinen Goldstickerei beschäf-

tigte. Das war keine deutsche Frau, man sah es auf den ersten Blick. Nicht das rabenschwarze, noch immer glänzende Haar allein hatte das verrathen, wohl aber das große, lebhafte Auge und der ganze Schnitt des Gesichtes mit seinen interessanten, auch in ruhiger Seelenstimmung niemals unbewegten Zügen. Das war eine Polin — wer irgend einmal eine echte und edle Tochter dieses Volkes gesehen hatte, mußte Frau von Linden dafür erkennen, auch wenn er nicht gewußt hätte, daß sie den altsarmatischen Namen Wanda trug und eine Tarnowska war. Sie mußte einst bildschön gewesen sein; dasselbe konnte man von ihrer Tochter, die neben dem Vater und Großvater saß, nicht sagen. Hatte sie auch, wie die Mutter, reiches schwarzes Haar und dunkle Augen voll innern Feuers, so war ihr ziemlich breitentwikkeltes Gesicht mit seinen schweren Wangen und dem starken Doppelkinn keineswegs anziehend, mochte es auch nie gewesen sein, dagegen erinnerte wieder die Art, wie sie den Kopf trug, der schöne Wuchs, die ganze Haltung des Körpers, ja man konnte behaupten, jede Bewegung lebhaft an die Mutter. Danach hätte man beide unter Masken verwechseln können. Dem Sohne dagegen hatte die Natur die volle Gesichtsähnlichkeit der Mutter verliehen, nur mit dem

dunkelblauen, strahlenden Auge seines eigenen Familienstammes, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und nur bei seinem Vater eine Ausnahme gemacht hatte. Es gab dem Antlitze des Jünglings einen ganz eigenthümlichen, wunderbar fesselnden Ausdruck: dieß blaue seelenvolle Auge, über welchem sich die feinen, tiefschwarzen Brauen wölbten, und dazu das schwarze Haar, wie ein Spiegel leuchtend und glatt, das sich nur, wo es endete, zu einer schweren Welle umbog. Er saß, während die andern traulich und abwechselnd mit einander sprachen, meist in sich gekehrt, nur von Zeit zu Zeit, wenn seine junge Verwandte ihre liebliche Stimme hören ließ, hob sich unwillkürlich sein tiefgesenktes Auge: diesen Blick ließ er aber nicht gern belauschen.

Es war nun Zeit, das Abendessen zu beschicken: die Sonne verglühte eben im Westen, vom Dorfe her klang das Abendgeläut und alles Geräusch auf dem Schloßhofe verstummte — wie draußen die Arbeiter auf dem Felde ihr Geschäft einstellten, um das Haupt zu entblößen und ein stilles Gebet zum Himmel zu schicken, neigte sich auch das Gesinde auf dem Hofe, neigte sich die Herrschaft unter der Linde. Als die kurze Andacht vorüberwar, stand die Tochter des Hauses auf und ging, den Tisch decken zu lassen,

denn es war beschlossen worden, heute zum erstenmale in diesem Frühlinge, da der Abend so mild war, im Freien zu speisen.

Der Großvater sah dem Mädchen freundlich nach. „Schade um die gute Wirthin, Heinrich," sagte er zu seinem Sohne, „daß sie nicht geheirathet hatte, sie würde einem Manne Segen ins Haus gebracht haben."

„Es hat an ihr selbst gelegen," erwiederte der Vater.

„Verdenkst Du ihr das?" fragte die Mutter, mit einem lebhaften Aufblick.

„Nicht im geringsten, Mutter," antwortete der Schloßherr, der zu sehr die Ruhe liebte, um sich, auch bei abweichender Meinung in eine Erörterung mit seiner Gattin einzulassen, welcher er doch nicht gewachsen war.

„Wie lange ist es her, Frau Tochter?" fragte der Großvater seinerseits.

„Dreizehn Jahre, Großvater —" erwiederte sie. „Lange genug, um vergessen zu werden, nicht wahr? Nach Männerurtheil gewiß!" — Ihr Auge hing, während sie sprach, an der Thüre hinter der Linde, um achtsam auf die Rückkehr ihrer Tochter zu sein, und zu verhüten, daß sie nicht die für sie schmer=

zende Erinnerung an eine traurige Zeit ihrer Jugend vernehme. Damals war sie genau in demselben Alter gewesen, wie das harmlose, blonde Kind, das der Mutter in diesem Momente gegenübersaß. „Gott schütze Dein unschuldiges Haupt vor einem gleichen Loose!“ dachte sie, mit treuer Gesinnung auch für dieß fremde Wesen, dem sie wahrhaft eine Mutter war. Des Sohnes Auge haftete, ohne daß sie es bemerkte, an dem ihrigen — ob er den Gedanken zu errathen suchte, der ihre Seele bewegte und, wie ihr Antlitz stets ein treuer Spiegel ihrer Seele war, sich vielleicht in Blick und Mienen lesen ließ?

„Du siehst mich so fragend an, Bärbel,“ wandte sich der Großvater an seine blonde Enkelin. „Weißt Du wirklich gar nichts davon? Warum, Frau Tochter, erzählt Ihr es der Bärbel nicht? Ich meine, was Verwandte betrifft, das brauchen sie unter einander nicht zu verschweigen, weder Freud noch Leid.“

Frau Wanda wollte antworten, aber sie sah durch die offene Hausthüre ihre Tochter im Flur erscheinen, und sagte nur kurz: „Wir wollen schon einmal darüber sprechen.“ Damit war die Sache abgethan, aber in Barbara's Seele blieb das sehnliche Verlangen zurück, von dem Schicksal ihrer Kousine dasjenige zu erfahren, worauf eben angespielt

worden war — zum erstenmale in ihrer Gegenwart. Freilich war sie erst seit kaum einem Jahre im Hause.

„Komm, Christine!“ rief die Mutter, sich zum Scherze zwingend, der ihr in diesem Augenblicke so fern lag. „Du läßt uns verschmachten — der Großvater wollte Dir schon seinen Haiducken mit Krummsäbel und Türkenflinte nachschicken, um Dich todt oder lebendig zu bringen.“

Ein Lächeln erhellte Christina's ruhige Züge, sie erwiederte den Scherz, an welchen der Großvater gar nicht gedacht hatte und breitete nun flink ein schneeweißes Tuch über den Tisch, worauf die Magd, die ihr folgte, Teller aufsetzte und bald vor dem Großvater die Schüssel mit geronnener Milch stand, welche als besonderes Labsal allgemein beliebt war. Barbara, als die jüngste, sprach ein kurzes Tischgebet, dann theilte die Mutter den köstlichen Rahm auf der Milch aus und war noch damit beschäftigt, als ihr Sohn, zufällig über den Hof blickend, sagte: „Wir bekommen noch einen Gast.“

Alle sahen auf. Wirklich kam über den Hof ein Reiter gezottelt — anders konnte man die Gangart seines Pferdes nicht nennen, denn es war weder Schritt, noch Trab, sondern nur ein schwacher Ver-

such, rascher anzukommen. „Kennst Du ihn, Bernhard?" fragte der Vater.

Es war nicht mehr hell genug, um ihn von weitem zu erkennen, Bernhard hätte aber auch bei hellem Mittage keine Rechenschaft über ihn geben können, denn er hatte den Mann in seinem Leben noch nicht gesehen. Herr von Linden stand auf und ging ihm langsam entgegen, um als Hausherr den Pflichten der Gastfreiheit nachzukommen; der Reiter hielt an, saß gewandt ab und blickte vorerst mißvergnügt seinem schlechten Renner in das tückische Auge: „Bestia!" murmelte er und das Pferd legte böse die Ohren an, als verstehe es ihn. Dann wandte er sich nach Herrn von Linden um, der unterdessen näher gekommen war.

„Guten Abend, Heinerle! Kennst mich wohl gar nicht mehr?"

„Der Erdmann!" rief Herr von Linden überrascht. „Kommst Du endlich einmal wieder nach unserer lieben Schlesing?"

„Ja, Heinrich!" sagte der Angekommene, ihm herzlich die dargebotene Hand schüttelnd, „ein guter Schlesier hält es in der Fremde wohl eine Reihe von Jahren aus, aber ganz und gar nimmer, dann kriegt er das Heimweh und muß nach Haus. Sind das Deine Frau und Kinder?"

Linden bejahte es, der Gast gab dem Knechte, der herbeigerufen worden war, um das Pferd in den Stall zu führen, noch einige Warnungen vor der Bosheit des Thieres auf den Weg und ließ sich dann zu der Gesellschaft führen, die mit dem Essen auf ihn wartete. — „Erdmann Haugwitz, so wahr ich lebe!" rief der Großvater, der ihn jetzt erkannte. „Wie sieht man Euch denn einmal wieder?"

Der Fremde machte erst der Frau vom Hause und den beiden Fräulein seine Reverenz, ehe er die Frage des alten Herrn beantwortete: „Ja, Herr Landeshauptmann, der Erdmann Haugwitz kann es draußen nicht mehr aushalten: es ist schön in der Ferne, aber daheim ist es besser."

„Das ist ein gut schlesischer Spruch," sagte der Hausherr. „Setze Dich — nimm vorlieb, wie Du es findest."

Frau von Linden lud den Gast freundlich ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen; sie hatte schon viel von ihm gehört, wenn sie ihn auch heute zum erstenmale sah. Christine sorgte schnell für die Bewirthung und im letzten verglimmenden Tagesschein wurde noch das ländliche Mahl genossen, bei welchem Haugwitz alle Fragen nach seinen Reisen und Erlebnissen im Auslande nur kurz beantwortete. Nachdem

aber die Tafel aufgehoben war, Barbara wiederum ein Dankgebet gesprochen, und Frau von Linden alle in das Familienzimmer geführt hatte, wo unterdessen Licht angezündet worden war, rief er lebhaft: „Nun wollen wir plaudern! Per Dio, ich war hungrig, wie ein Wolf aus Polen — was schneidest Du für ein Gesicht, Heinrich? Hab' ich 'was gesagt? Frau Gevatterin — Ihr gestattet mir doch, daß ich Euch so nenne, da Ihr mir die Ehre erzeigt habt, mich bei Eurem ersten Kindlein als abwesenden Taufpathen ins Kirchenbuch eintragen zu lassen, sind freilich an dreißig Jahr her, denk' ich, und mein Pathchen muß schon einen hübschen Bart haben —" hier wurde er durch ein neues Zucken im Gesicht seines Freundes stutzig gemacht und sah, gleichsam Hilfe suchend, zu dem Großvater, der von dem Anstoß, welchen die Reden des armen Erdmann überall erregten, belustigt schien.

„Laßt Euch nicht irre machen," sagte der alte Herr lächelnd. „Meine Frau Tochter wird Euch für die Wölfe ihrer Heimath, wenn sie auch eine Polin ist, nicht den Handschuh hinwerfen, und da Ihr nicht bei der heiligen Taufhandlung ihres ersten Kindes zugegen waret, so ist es menschlich, wenn Ihr nicht genau wißt, ob es ein Männlein oder ein

Fräulein gewesen. Seht nun selbst, wen Ihr vor Euch habt: Euer Pathchen ist hier, sucht es Euch aus."

Der Gast war etwas außer Fassung gekommen, er warf nur einen flüchtigen Blick auf das jüngere Kleeblatt, das sich seit seiner Ankunft ziemlich schweigsam verhalten hatte, und sprach unbedenklich mit einer schnellen Handbewegung gegen Barbara: „Wenn es denn kein Junker gewesen ist, dann dieß Fräulein!"

Barbara's schalkhaftes Lächeln hätte ihm gefallen, wenn nicht seinem Worte ein allgemeiner Ausbruch der Heiterkeit gefolgt wäre, der ihm nun das Blut ins Antlitz trieb und seine schwarzen Brauen unwillig zusammenzog. „Verzeiht, Herr von Haugwitz!" nahm Frau von Linden schnell das Wort. „Ihr müßt von unserer Sitte eine schlechte Meinung bekommen, da Ihr aus fremden feinern Kreisen heimkehrt, aber es war uns allen zu überraschend, daß Ihr dieß Kind für Eure Pathe hieltet, deren Alter Ihr vorher ziemlich hoch geschätzt habt."

„Kind!" wiederholte Haugwitz und nahm Barbara dabei so scharf ins Auge, daß sie erröthend das ihrige senkte. „Für ein Kind kann ich das Fräulein nicht ansehen, und für das Alter der Damen habe ich, wie ich leider gestehen muß, keinen rechten Blick.

Besser Bescheid wüßt' ich, wenn's kein Mädchen, sondern ein Pf —" hier unterbrach er sich, selbst erschreckend vor der Ungehörigkeit, die ihm auf die Zunge treten wollte. „Also nehmt es mir nicht übel, Fräulein, wenn ich Euch für dreißig Jahre alt hielt — und Ihr —" damit wendete er sich verbindlich an Christinen, „Ihr erlaubt mir dagegen, Euch als meine Pathe zu begrüßen."

„Ja, Herr von Haugwitz," sagte Christine ruhig, „ich bin es und habe Euch zu Ehren auch neben meinem gewöhnlichen den Namen Erdmuthe erhalten. Das ist meine Muhme Barbara, auch eine von Linden."

„So ist denn alles in Ordnung," rief Haugwitz vergnügt und schlug in seine starken Hände, daß es knallte. „Ihr seid meine Pathe Erdmuthe, und das ist Fräulein Barbara." Er sprach beide Namen mit starker Betonung der Konsonanten aus. „Ja, ich bin unsere deutschen Namen gar nicht mehr gewohnt — in Wälschland freilich klingt alles weicher, flötenartiger: Angela, Bianca, Lauretta — was hab' ich über meinen unglücklichen Namen dort hören müssen! Sie wollten ihn verwälschen, und es wurde Ermanno d'raus, das hab' ich mir müssen gefallen

lassen. Wie heißt Ihr denn, Herr Landeshauptmann, mit Verlaub?"

„Konrad," gab ihm der Großvater Bescheid.

„Konrad, das klingt eher — den Namen sind die Italiener gewohnt aus der Hohenstaufenzeit. Konrad, Konradin. Aber nun gar die Geschlechtsnamen. Da kam ich mit einem Sachsen zusammen, einen stärkern und schönern Mann könnt Ihr Euch nicht denken: er diente als Freiwilliger unter dem rothbärtigen Hans von Brandeck, der eine Fahne deutscher Knechte im Solde Frankreichs führt. Ja es war den Tag vor der Schlacht von Agnadello — aber davon habt Ihr hier wohl nichts gehört? Nun seht, die großen Herren: der Kaiser, und der alte König von Spanien, den sie Ferdinand den Katholischen nennen und sein Blutsfreund, der König Ludwig — der Wievielte weiß ich just nicht — von Frankreich, der ihm seine lahme, häßliche Nichte zur dritten Frau gegeben hat, und dann sogar unser heiligster Vater, der Papst, die wollten alle über die reiche Republik Venedig her, und weil die reich ist, konnte sie sich zur Wehre setzen. Himmel! War das ein Heer! Cospetto! Ich sah es ein Paar Tage, ehe es bei Agnadello so ganz geschlagen wurde, das hätte kein Mensch geglaubt. Dann reiste ich weiter zu

dem Heere, das die Franzosen schnell zusammengebracht hatten, um ihren Antheil von der venetianischen Beute vorwegzunehmen. Und da lernte ich eben den starken schönen Sachsen kennen, dessen Namen weder Franzosen noch Italiener aussprechen konnten: er hieß Schlabrendorff. — Kennst Du ihn vielleicht, Heinrich? Du fuhrst so auf —" unterbrach sich der Erzähler selbst.

„Ihr irrt Euch, Herr von Haugwitz," antwortete statt des sich offenbar besinnenden Gatten Frau von Linden. „Wir haben in Sachsen gar keine Verbindungen."

„Es hätte mich auch gewundert," fuhr Haugwitz fort. „Denn, soviel ich von ihm gehört habe, ist er schon zehn, zwölf Jahre oder noch länger, aus Deutschland ausgewandert und denkt nicht eben freundlich über sein Vaterland. — Wundert Euch das, Pathchen? Ihr seht mich so ganz absonderlich an — ja!" lachte er. „Dem mag wohl zu Hause in Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen, Eine ein arges Herzeleid angethan haben, daß er Deutschland den Rücken gekehrt hat und nichts mehr davon wissen will. Die schwarzäugigen Lombardinnen werden ihn aber schon trösten, denk' ich —" der strenge Blick der Hausfrau scheuchte ihn schnell von dem Abwege

zurück, auf den er sich verirren wollte, und er setzte hastig hinzu: „Freilich hat er einen Fluch d'raufgesetzt, als ich ihn nachmals, da wir bekannter geworden waren, neckte, einen schauderhaften Fluch, Frau Gevatterin, der seiner Falschen daheim das Herz brechen müßte, wenn sie ihn hören konnte — Herrgott! Was fehlt meiner Pathe? Sie wird ja kreideweiß!"

Die Mutter eilte schnell ihrem Kinde zu Hilfe, das tödlich erblassend, wie von einem jähen Schwindel erfaßt, auf ihrem Sessel schwankte. Barbara und Bernhard sprangen auf, sie zu unterstützen; in dem Gesichte des Vaters malte sich die peinlichste Unruhe, während sein Auge angsthaft auf der Tochter ruhte.

„Kommt, Haugwitz," sagte der Großvater aufstehend, „dabei sind wir Männer im Wege. Laßt uns noch eine Weile ins Freie gehen, der Mond scheint hell, unterdessen bringen sie das Mädchen zur Ruhe, — es ist weiter nichts, sie strengt sich zu sehr an mit Schaffen und Thätigsein im Hause. Kommt, alter Freund!"

Zweites Kapitel.

Aus der Ferne.

Christine war kräftig in jeder Beziehung, sie hatte die momentane Schwäche schon überwunden, als kaum die beiden Männer das Zimmer verlassen hatten. Die bleiche Farbe, welche ihr Antlitz überzogen, wich, nachdem sie sich gefaßt hatte, einem ebenso rasch aufwallenden Roth, das ihr einen ganz fremdartigen Ausdruck lieh: den einer tiefen Scham. Einen forschenden Blick warf sie auf Barbara, als wolle sie deren Gedanken durchdringen, dann sagte sie mit einem unwilligen Kopfschütteln zur Mutter:

„Nicht wahr, ich bin recht kindisch? Aber es ist schon vorüber — rufe doch den Großvater herein, es ist draußen noch keine Freude in der Nachtluft.“

„Laß sie nur!“ wandte sich Frau von Linden an ihren Mann, welcher schon dem Wunsche Christinen's Folge leisten wollte. „Es ist überhaupt spät und Ihr Mädchen könnt zu Bett gehen. Ich werde für den Gast schon sorgen.“

„Ich möchte nicht gern von ihm für ein verzärteltes, schwaches Wesen gehalten werden,“ sagte Christine. „Wenn er mich nicht mehr findet, so

macht er am Ende mehr aus dem kleinen Unwohlsein als es verdient. Laß uns noch bleiben, Mutter, und Bernhard mag den Großvater hereinrufen mit meinem Herrn Pathen."

„Thue das selbst, Christine," entschied die Mutter, „und wünsche ihm dabei zugleich gute Nacht, dann sieht er, daß Dir nichts mehr fehlt und alles ist abgemacht." Christine gehorchte, und Frau von Linden wechselte mit ihrem Sohne einen Blick, welchen Barbara bemerkte. Sie war noch sehr jung und unerfahren, aber daß hier etwas besonderes obwalte, errieth sie doch. Die Rede des Großvaters und dessen Aufforderung, ihr alles zu erzählen, was Christinen vor dreizehn Jahren betroffen, und ihre Verheirathung verhindert hatte, waren ohnehin schon geeignet gewesen, ihren Antheil im hohen Grade zu erregen. Seit einem Jahre war sie erst im Hause und bisher hatte sich keine Gelegenheit gefunden, sie ein Geheimniß, das man ihr vorenthielt, ahnen zu lassen. Nun sie die Andeutung eines solchen gehört, hätte sie kein Mädchen sein müssen, um sich nicht nach Mitwissenschaft zu sehnen, und sie kannte den Born schon, an dem sie ihren Durst stillen konnte. Der Großvater, der sich gegen alle Verheimlichungen zwischen Verwandten erklärt hatte, gab ihr gewiß,

sobald sie ihn darum bat, jede Aufklärung, die sie nur wünschte: sie hatte ihn ja bis jetzt noch nie vergebens um etwas gebeten. Heute jedoch sollte ihr Wunsch noch nicht erfüllt werden. Christine kehrte mit den beiden Herren zurück, und Haugwitz, der ganz glücklich war, daß seine Pathe nur eine schnell vorübergegangene Unpäßlichkeit gehabt hatte, hielt außer ihr auch den Großvater, der seinen Erzählungen das meiste Interesse zu schenken schien, für den kurzen Rest des Zusammenseins, ehe man sich trennte, fest, so daß Barbara keinen Moment fand, heimlich, wie sie gehofft, eine kleine Vorfrage thun zu können. Der Großvater brach, wie immer, zuerst auf: er nahm sein Licht aus der Reihe über dem Kamin, wo für jedes Schlafzimmer eins aufgestellt war, und sagte, für alle geltend, eine kräftige: Gute Nacht! aber seinem Lieblinge entging es nicht, daß sein Auge dabei besonders auf Christinen ruhte. Ob diese es auch bemerkt und wie sie es aufgenommen, konnte die Kleine, deren Scharfsinn, einmal geweckt, sich frühzeitig zu entwickeln schien, nicht zugleich beobachten — wahrscheinlich hätte es ihr auch keine Frucht getragen, denn Christinen's ruhiges Gesicht verrieth, im Gegensatze zu den beweglichen Zügen ihrer Mutter, niemals die Regungen ihres Innern.

„Du begleitest wohl Herrn von Haugwitz, Bernhard," sprach Frau von Linden zu ihrem Sohne. „Sieh nach, ob auch für einen frischen Trunk Wein zur Nacht gesorgt ist: in meinem Vaterlande" — sie betonte das Fürwort ein wenig — „ist das Sitte, und unsere Gäste hier haben sich immer gern damit befreundet."

„Per Bacco, Frau Gevatterin, ich lasse mir diese Sitte auch gefallen," erwiederte er. „Im heißen Süden freilich wäre sie nicht angebracht, da würden Einem die Adern wie brennendes Pech sieden, überdem die feurigen Weine, der Cyprier, der Vino santo, corpo di Satanasso! Aber wo es so kalt ist, wie in — in unserer lieben Schlesing wollt' ich sagen —"

„In Polen, wolltet Ihr sagen!" lachte Frau Wanda. „Sprecht es nur aus, ich nehme es nicht übel, denn es heißt doch nun einmal so, obgleich meines weiten Vaterlandes Grenzen auch das schwarze Meer bespült, südlich und heiß genug für die edelsten Reben, Herr von Haugwitz. Schlaft recht wohl und steht frisch und munter auf: bei uns wird es früh Tag, wie es auf dem Lande Sitte ist."

„Vortrefflich!" versetzte Haugwitz, empfahl sich ziemlich ungeschickt, wobei er, sich rasch umwendend, an den Schenktisch stieß, daß Gläser und Kannen

flirrten, und verließ, von Bernhard begleitet, das Zimmer.

„Eine gute Seele!“ sprach der Hausherr, welchem vor der unausbleiblichen Erörterung mit seiner Frau über den alten Freund nicht ganz behaglich zu Muth war und der sie gern vor den beiden Mädchen abgemacht hätte. Frau von Linden schien aber nicht geneigt dazu, bis sie mit ihm allein war.

Bernhard führte den Fremden nach dem Gastzimmer, dessen Wohnlichkeit ihm einen lauten Ausruf des Behagens entlockte. „Ja, das verstehen freilich nur unsere deutschen Hausfrauen!“ sagte er. „Denn Eure Frau Mutter, mein lieber junger Freund, ist doch jetzt auch eine Deutsche, wenn sie auch polnischer Abkunft ist. Wir Schlesier sind ja alle aus polnischem Geblüte entsprossen.“

„Nicht alle, Herr von Haugwitz,“ entgegnete Bernhard lächelnd, „mein Geschlecht, wie mein Name sind echt deutsch.“

„Linden, freilich — auch meinte ich eigentlich nur die Ureinwohner, nicht die Eingewanderten. Aber lassen wir das. Setzt Euch noch ein Bißchen her, wie? Schläfrig könnt Ihr doch noch nicht sein, es ist, glaub’ ich, kaum neun Uhr — im Süden fängt das Leben jetzt erst an. Das ist freilich auch ein anderes, das solltet

Ihr kennen! Ich sag' Euch, für ein junges Blut ist es wie ein Zauber. Die Luft so weich und mild, der Himmel am Tage schon wie von dunkelblauem Krystall, Nachts ganz schwarz, aber besäet mit Sternen, so groß und funkelnd, daß man glaubt, es seien gar nicht dieselben, die man hier so klein und matt blinkend schaut wie Stecknadelknöpfchen — und dann der Wohlgeruch, der in der Luft schwimmt, von Orangenblüthen, aber was red' ich von todten Dingen: Luft und Leben der Menschen solltet Ihr schauen! Auf dem Balkon sitzen schöne Frauen, von goldenen Lampen, die über ihnen an den Säulenknäufen schweben, dämmernd beleuchtet, unten auf der Straße, auf allen Plätzen schwärmt es von munterm Volk, das tanzt und neckt sich und singt — singen müßt Ihr ein italienisches Mädchen hören, das vergeßt Ihr Euer Lebtag nicht und wenn Ihr kein Haar mehr auf Eurem Kopfe habt wie ich!"

„Ein deutsches Lied würde mir doch immerdar besser gefallen," sagte Bernhard, durch diese letzte Wendung aus allem Reiz der Poesie, der unbewußt dem Erzähler in dessen Stoff lag, wieder ernüchtert.

„Man sieht, daß Ihr noch keine Italienerin gesehen und gehört habt!" versetzte Haugwitz. „Wenn sie blos spricht, klingt es schon wie Musik — und

singt sie gar, dann ist es, als solltet Ihr gleich vor Seligkeit in die Wolken fahren, wie eine gut geworfene Bombe. Werdet Ihr Euer Glück in der Fremde nicht auch einmal versuchen? Ich sag' Euch, man begegnet auf allen Straßen jetzt junge Edelleute, die sich in des Kaisers neuem Fußvolk Ehre erwerben wollen. Ja, Fußvolk! Lacht nicht — vor fünfzig Jahren noch galt es für eine Schande, wenn sich Einer von Adel hätte die Sporen abschnallen und mit dem hellen Haufen zu Fuß ziehen wollen: heut ist es eine Ehre, seit der Kaiser und soviel Grafen und Herren den Spieß auf die Schulter genommen haben. Ich könnte Euch die edelsten Namen nennen."

„Schlabrendorff, der Sachse, von dem Ihr spracht" — nahm Bernhard schnell die Gelegenheit wahr.

„Ganz recht," erwiederte Haugwitz. „Der schöne Sachse, wie ihn die Frauensleute in Italien nennen — seht, Junker Bernhard, so heißt Ihr ja, ich vergesse keinen Namen, den ich einmal in meinem Leben gehört habe! seht, wollte ich sagen, dieser Schlabrendorff ist doch auch vom besten Adel und hat daheim Geld und Gut, wie er mir gesagt, gleichwohl trägt er den Landsknechtspieß wie ein gemeiner Gesell, eben weil es jetzt die beste Gelegenheit ist, sich

Ruhm und Ehr' in der Welt zu verdienen. In Eurer Stelle macht' ich's ebenso."

„Aber, soviel ich Euch verstanden habe," wandte Bernhard ein, „gab's für den Schlabrendorff noch einen besondern Grund, der ihn bewogen hat, sein Vaterland zu verlassen und die Heimkehr zu verschwören."

„Ja freilich — einen ersten Antrieb will der Mensch immer haben," versetzte Haugwitz lachend, „denn von Natur ist er träge. Bei mir war's auch so. Wie Ihr mich da seht, bin ich in der halben Welt herumgekommen, und das Reisen geht mir über alles, aber als junger Gesell mußt' ich auch erst vom Schicksal beim Genick gefaßt und aus dem warmen Neste geworfen werden, eh' ich einsah, was mir wohlthat. Das will ich Euch einmal erzählen."

„Ich werde Euch morgen beim Wort halten," warf Bernhard, eine lange Abschweifung fürchtend, schnell ein. „Heute will ich Euch auf den weiten Ritt, den Ihr wohl gemacht habt, nicht mehr von Eurer Ruhe abhalten. Aber da Ihr mir den schönen Sachsen zum Muster aufstellt, so könntet Ihr mir noch wohl sagen, was ihn eigentlich aus der Heimath getrieben und wie er sich darüber geäußert hat. Ihr spracht von einem fürchterlichen Fluche."

Haugwitz sprach eben dem Schlaftrunke zu, der ihm nach alter Sitte aufgetragen war, er setzte den silbernen Becher mit sichtlichem Behagen ab und sagte: „Wenn unsere schlesischen Weinberge doch solches Gewächs trügen, ich glaube, das könnte mich noch einmal jung machen. Ungarische Rebe — nullum vinum, nisi hungaricum, sagen sie, ich möchte ihnen beinahe Recht geben. Aber Ihr wollt noch etwas vom schönen oder wie ihn die Kriegsleute nennen, vom starken Sachsen wissen. Ja, mein Junker, daran nehmt Euch kein Exempel. Der hat sich's um ein Frauenzimmer zu Herzen gehen lassen und sich selbst darob verflucht, daß mir graute. Was ihm eigentlich geschehen ist, damit ist er nicht herausgekommen, so sehr ich ihm auch einmal, wo er mir gerade bei Laune schien, zusetzte. Aber ihren Namen weiß ich doch —"

Bernhard sah ihn schweigend, aber mit einiger Unruhe, an. — „Wenn auch nicht ihren Geschlechtsnamen," fuhr Haugwitz fort. „Als ich ihn, da er gerade in fröhlicher Laune mit mir beim Becher saß, nach allem fragte, seht, Junker Bernhard, da war's doch, als schlage der Blitz in ein Pulverfaß. Den Pokal, den er eben zum Munde führen wollte, warf er zu Boden, daß der edle Wein hoch auf-

spritzte und über den Grund lief, und dann rief er: Verflucht der Tropfen, den ich noch genieße, verflucht die Stunde, da ich kennen lernte, die vom Christ nur den Namen hat, verflucht ich selbst, wenn ich jemals — ja, nun seht Ihr mich an, Junker Bernhard, und wartet, was weiter herauskommen wird! Gerade so saß ich auch im Zelt bei Brescia und sah den Schlabrendorff an, was er sagen werde. Aber auf einmal brach er ab, stieß seinen Feldstuhl zurück, und ging hinaus. Da hatte ich es mit ihm verdorben und konnte ihn nicht wieder gut machen, mußte auch am andern Tage weiter reisen, wenn ich nicht mit in die Patsche der neuen Händel kommen wollte, die mich, wie überhaupt die ganze Kriegswirthschaft, nichts angingen."

„So habt Ihr ja doch den Namen, von dem Ihr spracht, nicht erfahren," bemerkte Bernhard ohne ihn anzublicken.

„O junger Mensch, wie merkt man es Euch an, daß Ihr nicht viel weiter in der Welt gekommen seid als bis Glogau oder Freistadt! Macht Euch auf, sag' ich, und versucht Euch etwas, da wird man gewitzigt, da lernt man sich durchschlagen und anderer Leute Gedanken aus dem kleinsten Fingerzeig errathen. Den Namen hätt' ich nicht erfahren? Sagte

er nicht, daß sie vom Christ den Namen hätte? Nun, wie kann sie dann in aller Welt heißen als Christiane, oder wie sie in Sachsen und auch bei uns sagen: Christel? Gibt's etwa einen andern Namen?"

„Ihr könnt recht haben," brachte Bernhard kurz hervor. Die Verspottung des Gastes schien ihn zu verdrießen, wenn sein Stirnrunzeln nicht einen andern Grund hatte. „Aber, was habt Ihr damit gewonnen? Dieser Name ist so verbreitet, daß Ihr doch so gut wie gar nichts wißt. — Schlaft wohl, Herr von Haugwitz," beendigte er das Gespräch, indem er schnell aufstehend dem Fremden die Hand reichte.

„Seht da! Habt Ihr mir's ein Bißchen übelgenommen?" rief Haugwitz gutmüthig. „Ich will ja nur Euer bestes, kann halt nicht sehen, daß Ihr daheim in Euren grünen Jahren versauert, während Ihr draußen, wie Ihr vom lieben Gotte preislich geschaffen seid, ein berühmter Held werden könntet! Nun, seid nicht böse."

Bernhard versicherte ihm, von dieser herzlichen Weise ganz gewonnen, daß er fern davon sei, die gute Meinung seiner Worte zu verkennen, und daß ähnliche Gedanken, wenn auch nicht, ein berühmter Held zu werden, doch die Welt kennen zu lernen,

zuweilen schon in ihm erwacht seien, worüber sich morgen noch mehr sprechen lasse. Damit schieden beide als gute Freunde, und Bernhard eilte nach dem Tafelzimmer zurück, wo er seine Mutter ganz allein, in tiefen Gedanken am Kamin sitzend, noch fand. Sie blickte sinnend zu ihm hinüber, als er eintrat, und gleichsam zum Bewußtsein kommend, erhob sie sich rasch.

„Es ist, wie Du Dir gedacht hast," sagte Bernhard mit weicher Stimme.

Sie machte eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand, als wolle diese zum Herzen zucken — schweigend sah sie dem Sohn in das Auge, um nach dessen Ausdrucke zu forschen. Was sie bemerkte, schien sie aber zu beruhigen, denn sie athmete freier, als sie Worte fand. „Also wirklich! Meine arme Christine! Welch' ein unglücklicher Zufall, daß er diese Erinnerung wecken mußte, ohne zu ahnen, was er damit that! Er ahnt es doch nicht, Bernhard? Verschweige mir nichts, was Du von ihm erfahren hast!"

„Nein, liebe Mutter, er hat keine Ahnung, daß uns seine Erzählung berührt, und wird auch wohl nicht wieder darauf zurückkommen, da ich nun alles, was er darüber weiß, erfahren habe und er, wie es scheint, im Erzählen unerschöpflich an neuem Stoff ist.

Erwähnt er aber auch den Namen noch einmal, so kann er nicht mehr den Eindruck machen als heute, wo er ganz unerwartet, unvorbereitet traf."

Die Mutter gab ihm recht und ließ sich nun ausführlich berichten, was er von Haugwitz vernommen hatte. Sie gerieth in tiefe Bewegung, als er ihr die Worte wiederholte, welche der Mann, der in so naher Beziehung zu ihr gestanden, in der Ferne über seine Vergangenheit geäußert haben sollte — zu bezweifeln waren sie nicht, im Gegentheil hätte Frau Wanda vielleicht ergänzen können, was er nicht ausgesprochen hatte.

„Es ist gut so, mein Sohn," sprach sie, nachdem sie alles wußte. „Deine Schwester hat die schwere Prüfung, die ihr in jüngeren Jahren auferlegt war, längst überwunden, sie wird auch diese unglückliche Erinnerung überwinden und morgen so ruhig und so verständig sein wie immer. Du hast Dich klug und geschickt benommen, mein Sohn. Schlaf wohl, schlaf süß, mein Bernhard!" setzte sie zärtlich hinzu. „Bewahre Dich der Himmel vor Versuchung und erhalte Dein Herz noch lange frei. Es ist doch noch frei, Bernhard?"

Ein leichtes Erröthen stieg in dem Antlitze des Sohnes auf und ehe er antworten konnte, brach die

Mutter schnell ab. „Ich hoffe es ganz gewiß — gute Nacht!“ Bernhard küßte ihr die Hand und entfernte sich. — Frau von Linden fand ihren Gatten noch wach und auf die Meinungsäußerungen seiner Frau gefaßt, die er erst in aller Geduld, wie gewöhnlich, hinnehmen wollte, ehe er seinen Abendsegen sprach und sich zu unerweckbarem Schlaf auf das Ohr legte. Er saß also noch im Bette aufrecht und hatte die Nachtmütze vor sich liegen. — „Du bleibst ja heute recht lange auf, Mutter,“ empfing er die Gattin.

„Hältst Du mich wirklich für so phlegmatisch, daß ich schlafen könnte, ehe ich wüßte, was unser Kind so nahe betroffen hat?“ entgegnete Wanda.

„Ach Gott, der Erdmann hat sich nichts dabei gedacht — den mußt Du erst kennen lernen! Einen bessern Freund habe ich nicht auf der Erde, der gäbe sein letztes für mich hin. Du weißt ja auch, was ich Dir alles von ihm erzählt habe.“

„Das hast Du gethan, Linden, und es gehört keine große Menschenkenntniß dazu, um Deinen Erdmann bald zu durchschauen. Der Schlabrendorff, von dem er erzählte, ist wirklich Fabian.“

„Also richtig!“ sagte Linden. „Wie doch Menschen zusammenkommen können!“

Sie hätte vor dieser gleichmüthigen Bemerkung

über einen Zufall, von dem ihr Kind empfindlich berührt worden war, böse werden können, wenn sie ihren Gatten nicht besser verstanden, nicht gewußt hätte, daß es nicht Gleichgiltigkeit des Herzens gegen das Glück seiner Kinder war, die ihn so sprechen ließ, daß er im Gegentheil der zärtlichste Vater war, der gern alles that, um seine Kinder glücklich zu wissen. Er gehörte nur zu den Naturen, die sich nicht leicht in Schwung der Gefühle und des Ausdruckes bringen lassen: für das praktische Leben vielleicht die besten. Aber Wanda konnte darum nicht immer mit ihm harmoniren, da sie selbst ein zu reges und reizbares Gemüth besaß, darum vermochte sie auch nicht die Gegenrede auf seine Aeußerung zu unterdrücken.

„Alles, was nicht ein Kornfeld oder eine Heerde ist, läßt Dich kalt! — Es ist nun einmal so, verantworte Dich nicht, Du kannst nicht dafür, ich bin fern davon, Dich anzuklagen. Wir können auch ganz ruhig sein: Haugwitz weiß nicht, daß der Schlabrendorff, den er in Italien kennen gelernt hat, mit unserer Christine verlobt gewesen ist, ebenso wenig kennt er die nähern Verhältnisse, an denen er es errathen könnte, und daß er nicht durch uns etwas erfährt,

darauf darf ich mich wohl verlassen, so groß Deine Freundschaft für ihn auch sein mag."

„Das kannst Du, Mutter — wer wird in sein eigenes Fleisch schneiden?" erwiederte er.

Wanda schwieg, und er glaubte schon, einen langen zufriedenen Athemzug schöpfend, alles vorüber, als er von neuem beunruhigt wurde. „Was denkst Du über Bernhard und die Bärbel?" fragte sie.

„Kinderei!" gab er zur Antwort. „Sie ist ja noch ein pures Kind und er schilt sie alle Tage mehr als er schön mit ihr thut. Du machst Dir unnützige Gedanken."

„Für uns beide mache ich mir Gedanken — unnütz sind sie nicht. Besser vorbeugen als zu spät handeln. Du müßtest denn nichts gegen eine solche Verbindung haben."

„Ei freilich habe ich etwas dagegen!" versetzte er wärmer als sonst seine Art war. „Der Bernhard muß eine Frau haben, die ihm Geld in die Wirthschaft bringt, oder er geht zu Grunde. Ich bin zu gut gegen die andern gewesen, habe den beiden Jungen ihre Güter zu einem wahren Spottpreise überlassen, und die Mädchen, wie sie heiratheten, ausgestattet, als ob das ganze Fürstenthum Glogau mir gehörte — darüber ist der Jüngste zu kurz gekom-

men. Was Du noch hast, kriegt die Christel — und Läßnitz hier, wenn es der Bernhard einmal nach meinem Tode übernimmt, ist so verschuldet, daß er lieber gleich die Bude zumachen kann. Was soll ihm da eine Frau, wie die Bärbel, die gar nichts hat? Denn was sie vom Großvater noch erbt, das ist nicht der Rede werth. Der hat seinen Söhnen eben das Beispiel gegeben, wozu es führt, wenn man bei Lebzeiten noch alle warm setzen will und nichts für sich selber behält; ich war auf dem besten Wege, es ebenso zu machen, fehlte nichts weiter als daß ich Läßnitz dem Bernhard auch gleich gäbe und wir Alten uns bei einem von den Jungen zur Kost setzten!"

„Halt ein, Linden," unterbrach Frau Wanda den Strom seiner Rede, der, in sein wahres Bett geleitet, rauschend dahinfloß. „Mir ist es genug, Deine Meinung zu wissen, in welcher ich vollkommen mit Dir übereinstimme. Hätte ich vorher gesehen, daß es so kommen würde, so wäre die Bärbel wahrscheinlich bei einem andern Verwandten untergebracht worden. Aber sie versprach so wenig hübsch oder interessant zu werden, war auch so linkisch und kindisch, daß ich eine so schnelle und reizende Entwickelung nicht für möglich hielt, und nun ich sie wahrhaft liebgewonnen habe, ja ich

kann sagen, wie mein eigenes Kind, kann ich nicht zusehen, wie sie sich von einem Gefühle mehr und mehr verstricken läßt, das doch nimmermehr, wie leider die Verhältnisse sind, zu ihrem Glücke führen kann. Besser wäre es freilich gewesen, ich hätte früher eine Ahnung davon gehabt, es ist mir selbst unbegreiflich, daß ich so gar nicht an diese Möglichkeit gedacht habe — vielleicht darum nicht, weil mir die Bärbel immer wie mein Kind vorkam und ich beide als Geschwister ansah, bis plötzlich, wie eine Blume im frühsten Lenz, ohne daß man sie keimen und wachsen sieht, eines Morgens in voller Knospe prangt und nur auf den Sonnenstrahl wartet, um ihren Kelch zu entfalten, die Entdeckung ihrer jungen Liebe mich überraschte. Noch ist sie in der Knospe, aber es ist meine Pflicht, ehe der Sonnenstrahl sie völlig erweckt, wie eine Mutter für beide zu handeln. — Du schläfst wohl, Heinrich?"

Da sie keine Antwort bekam, verstummte sie, und tiefes Schweigen, wie es rings um das Schloß und über der Gegend herrschte, waltete nun auch in den inneren Räumen des alten Baues. Ob deßhalb aber alle Bewohner den friedlichen Schlummer gefunden hatten, ob nicht manches Herz vom aufgeregten Blute noch unruhig pulsirte, war sehr zweifelhaft.

Drittes Kapitel.

Innere Welt.

Der Morgen ging in aller Frühlingspracht auf. Der Himmel war wolkenleer, die Sonne entstieg einem wallenden Meere von Purpur und Gold und verklärte die freundliche Gegend mit schimmernden Lichtern. Hoch im Blau, fast unerkennbar dem schärfsten Auge, schwebte die Lerche und sang dem Schöpfer ihr Morgenlied, Finken schlugen in den Bäumen des Waldkopfes, der sich mitten in den fruchtbaren Feldern voll strotzender Wintersaaten auf einer niedern Bodenwelle erhob; eine geschwätzige Grasmücke, in den anmuthigsten Variationen ihrer tonreichen Kehle plaudernd, saß im blühenden Hollunder, welcher seine lichtblauen Dolden über die Mauer nicken ließ, die den Schloßbezirk einfaßte. Alles war voll freudigen Lebens. Aber der liebliche Charakter der Landschaft verschwand, wenn sich der Blick gen Osten kehrte. Dort hörte das saftige Grün auf, das dem Auge so wohlthat, man sah einzelne gelbliche Sandstreifen auf der bräunlichen Haide; hier und da ragten große Kiefern mit ihren knorrigen, weit ausgestreckten Aesten auf und durch einen Wall von niederm Weidengesträuch,

der jedoch weite Lücken bot, blitzte das Wasser eines ansehnlichen Flusses, das war die Oder.

Auf den Feldern regte sich schon der ländliche Fleiß, mehrere Gespanne waren in der Ferne zu sehen, wo Brachen umgestürzt wurden; ein Säemann mit dem blauen Säetuch um die Hüften wanderte, näher am Dorfe, den gezogenen Furchen nach und warf mit gleichförmigem Schwunge seine Körner hinein; den breiten Rain entlang trabte ein Reiter, der sein kleines Pferd nach dem Schlosse wandte, dessen graues Dach mit scharfer Firste über die Obstbäume des Gartens sah. Als er die Mauer erreicht hatte, wo der Hollunder herübersah, ließ er das Pferd Schritt gehen und hob sich in den Steigbügeln, um sich einen Blüthenzweig zu pflücken. In demselben Augenblicke flog ihm aber ein solcher, schon gepflückt, von oben zu, den er trotz seiner Ueberraschung auffing; ein lächelndes Mädchengesicht, mit einem Morgentuch um das blonde Haar, wurde im Laube über der Mauer sichtbar, wo ein kleines Thürmchen mit einer Plateform zur Ausschau in das Feld gebaut war. „Guten Morgen, Bernhard!" hörte der Reiter sich grüßen.

Er erwiederte den Gruß herzlich, dankte für den Strauß und fragte, was Bärbel so früh schon im

Garten zu schaffen habe. — „Ich suche dem Großvater frische Blumen,“ erwiederte sie, „und sah mich auch nach Dir um. Du bleibst heute so lange — die Mutter wartet auf Dich mit dem Frühstück. Aber, Bernhard, reite nicht fort,“ setzte sie hinzu, obgleich er gar keine Anstalt dazu machte, sie neigte sich ein wenig über die verwitterte Mauerbrüstung, welche die Plateform mit krenelirten Zinnen umgab, und sprach in gedämpftem Tone: „Du mußt mir etwas sagen, Bernhard!“

„Wenn ich es weiß, ganz gewiß!“ versicherte er lachend über ihre Wichtigkeit.

„Versprichst Du mir das?“ fragte sie lebhaft.

„Hab' ich Dir schon etwas abgeschlagen?“ entgegnete er.

„Gut, Du versprichst es mir, und sein Wort muß man halten. Was war das gestern mit der Christel, das der Großvater meinte? Er schalt, daß Ihr es mir verschwiegen habt.“

Bernhard wurde ernster, doch sein Auge hing mit dem Ausdruck großer Innigkeit an Bärbchen's Antlitz, das bei ihrem so offenerklärten Wunsche mit verschämtem Lächeln erröthete. — „Willst Du es wirklich wissen?“ fragte er. „Verschwiegen mit Absicht hat es Dir niemand — aber was besser vergessen wird,

wenn es vergessen werden kann, das bleibt lieber unbesprochen. Hätte es der Anlaß gegeben, so würde Dir kein Geheimniß daraus gemacht worden sein, denn Christine hat keine Ursache, was sie gethan, zu verbergen."

„Nun aber ist der Anlaß da, Bernhard," erwiederte sie. „Glaube nicht, daß ich aus häßlicher Neugier frage. Ich habe Christinen so lieb, soll ich nicht wissen, was sie trauriges erlebt hat?"

„Wäre es nicht am besten, Bärbel," entgegnete er, „sie erzählte Dir alles selbst?"

„Gewiß! Aber wird sie das thun und kann ich sie fragen? Du hast es mir versprochen, Bernhard."

„Sieh, wie schlau Du mir auf Treu und Glauben ein Versprechen abgenommen hast!" rief er lächelnd — in demselben Moment sah er, wie Bärbchen sich rasch von ihm abwandte, und gleich darauf ihr liebliches Köpfchen über der Mauerkrone verschwand. Er glaubte die Stimme seiner Mutter zu hören, und war unschlüssig, ob er sich nicht auch bemerkbar machen sollte, um den Zufall, der sein Gespräch mit Bärbchen veranlaßte, nicht in ein verfängliches Licht zu stellen, da er sich der gestrigen Frage seiner Mutter erinnerte. Aber es ist schon übel, daß er überhaupt ein so ganz natürliches Verhältniß nicht mehr harm=

los betrachten konnte, daß er eine Begegnung, ein Gespräch ohne Zeugen mit seiner Kousine erklären und rechtfertigen wollte, und so zog er denn lieber den Zügel seines kleinen Schimmels an und lenkte ihn auf den Dorfweg zurück, den er nun im raschen Trabe verfolgte.

Auf der Plateform erschienen kurz darauf mit dem wiederkehrenden Mädchen zwei Andern. „Dort reitet er schon," sagte Bärbchen. „Ich habe ihm gesagt, daß er sich heute verspätet hat und daß Du mit dem Frühstück auf ihn wartest." — Die Mutter, zu welcher sie dieß sprach, blickte ihrem Sohne nach, welcher eben um die Hecken bog und dann nicht mehr zu sehen war, ihr Begleiter aber sagte neckend:

„Seht doch! Das ist ja ein ganz italienisches Stücklein gewesen: die Dame auf dem Balkon, huldreich herniederschauend und unten der Kavalier, welcher ihr ein Morgenständchen auf der Mandoline gebracht hat und damit ihr holdselig Antlitz an die Frische gelockt zu einem angenehmen Discorso."

„Der Bernhard möchte ein schlechter Zitherspieler sein, Herr von Haugwitz," erwiederte Frau Wanda ohne ihre Nichte anzublicken, welche bei dem Scherze erglüht war. „Auch gibt dieß verfallene Gemäuer einen sonderbaren Balkon ab und italienisch dürfte

Euch unsere Landschaft so wenig vorkommen, als wir ehrliche Schlesier italienische Stücklein aufführen können."

„O der Schalk Amor treibt sein Spiel im Norden so gut wie im Süden! Aber nichts für ungut, Fräulein Barbarina, erlaubt mir diese unschuldige Verliebkosung Eures Namens, ich bin so sehr an die weichklingenden jenseit der Alpen gewöhnt. Das ist die Oder, nicht wahr? Wie es dort hinaus gleich unwirthlich aussieht! Ich habe ein theures Gelübde gethan, die Oder niemals zu überschreiten, man müßte mich denn gewaltsam hinüberschleppen, wie vor Zeiten die Mongolen und die — andern, wollt' ich sagen —"

„Sprecht es doch aus, Ihr meint die Polen, meine tapfern Landsleute!" versetzte Frau Wanda, von seinem plötzlichen Stocken belustigt. „O ja, ich glaube es wohl, daß die Polen zuweilen ihre abgefallenen Stammgenossen, die Schlesier, mit dem Schwerte heimgesucht haben und irre ich nicht, hat mir mein Oheim, der Starost von Belsk, von solchen Kriegszügen unter dem König Wladislaw Lokietek, oder wie die Deutschen ihn nennen, König Ellenlang, viel herrliche Thaten erzählt. Seht, lieber

Herr von Haugwitz, die ‚Bösen' — Ihr wißt doch, daß Euer Volk von sle, böse, seinen Namen hat?"

„Ach Du lieber Gott! sagte Haugwitz. „Wir Schlesier und böse! Kein gutmüthigeres Volk unter der Sonne!"

„Bis zur Schwäche — das geb' ich Euch zu. Ich wollte nur sagen, die Schlesier haben wenig Segen davon gehabt, daß sie von Polen abtrünnig geworden sind, und soviel Deutsche in ihr Land gezogen haben, bis ihnen selbst die alte Sprache verloren gegangen ist und nur dort oben" — sie zeigte stromauf nach dem Flusse — „noch ein Kauderwelsch, das nur polnisch heißt, gesprochen wird. So stehen sie nun in der Mitte, gehören weder zum deutschen Reiche, noch zu einem andern, haben ihre vielen kleinen Fürsten und diese müssen sich's gefallen lassen, dem Könige von Ungarn und Böhmen als ihrem Lehnsherrn zu dienen. Wie anders, wenn sie bei dem mächtigen Reiche verblieben wären, das von der Ostsee bis an die türkische Grenze reicht und nun mit Lithauen vereinigt, bis zu den fernen Reussen!"

„Ihr seid erstaunlich bewandert in der Historie!" versetzte Haugwitz. „Indessen will mir immer bei so mächtigen Reichen bange werden, daß die Hand des Herrschers nicht allezeit stark genug ist, und es

am Ende in sich selbst zerfällt, wie es dem Reiche der Römer ergangen, auf dessen Boden ich kürzlich gewandelt und traurige Spuren gefunden habe. — Kehren wir jedoch zu den beiden Herren zurück, die uns vermissen werden: ich bemerke, daß auch die schelmische Biondina uns verlassen hat, erlaubt Ihr mir Euren Arm?"

„Ich halte es für uns beide sicherer, über das lockere Gestein den Weg allein abwärts zu suchen," erwiederte Frau Wanda lächelnd, indem sie mit leichtem, gewandtem Tritt voranging. Ihre Rede bewährte sich — bald genug polterten Steine, welche unter dem gewichtigen Fuße des Gastes gewichen waren, hinter ihr drein, und ohne einen starken Baumstamm, den er, um wieder Halt zu gewinnen, umfaßte, hätte er wahrscheinlich einen schweren Fall gethan. Lachend versicherte er, daß ihm dergleichen auf seinen Reisen schon oft begegnet sei, er aber in allen Fährlichkeiten sich zu helfen wisse — nur nicht mit Damen, da laufe sein Schifflein, wie sie wohl schon bemerkt haben werde, fast mit jedem Worte auf verborgene Klippen.

„Nicht wahr, Ihr nehmt mir's aber nicht übel?" sagte er, als er ebenen Boden erreicht hatte und sich nun ohne alle Umstände ihres Armes bemeisterte.

„Mir sitzt nicht blos das Herz, sondern die ganze Seele auf der Zunge, aber ich meine es gut mit allen Menschen. Seht, da kommt schon der Heinrich. Was er mir für einen Blick zuwirft! Ich glaube, er ist schon eifersüchtig. O da sollte er erst eine Italienerin zur Frau haben!“

Herrn von Linden war diese Regung Zeit seines Lebens ferngeblieben, er hatte auch wohl keine Ursache dazu gehabt. Er kam, seinen alten Freund aufzusuchen, da er versprochen hatte, ihm heute früh auf einer Rundfahrt seine ganze Wirthschaft zu zeigen, auf welche er sich nicht wenig einbildete. Schade nur, daß Haugwitz deren Vorzüge nicht recht zu würdigen verstand, auch schien er nicht einmal große Lust zu haben, sich in die Geheimnisse der Oekonomie einweihen zu lassen, vor denen er seit früher Jugend eine gewisse Scheu getragen hatte: indessen mochte er seinen alten Heinrich, dem es soviel Vergnügen machte, nicht kränken und ergab sich denn in sein Schicksal. Bärbchen, welche vom Fenster aus ihn auf das Wäglein steigen sah, das ihn unter des Oheims Obhut auf den Feldern umherführen sollte, fand, daß er die Miene eines Lammes gehabt, welches zur Schlachtbank geliefert wird.

Unterdessen hatte die Mutter ihren Sohn, der

heute wirklich sehr spät zurückkam, mit einem leichten, scherzenden Vorwurf empfangen, der auch des Aufenthaltes am Luginsland, wie das verfallene Thürmchen genannt wurde, so unbefangen erwähnte, daß Bernhard unmöglich ihre Gedanken dabei durchschauen konnte. Er war aber nicht in gleichmüthiger Stimmung, seine Farbe wechselte mehrmals, wo gar kein Anlaß war, einmal sogar, während er still sein Frühstück verzehrte und die Mutter schweigend am Fenster stand, überlief sein Gesicht eine plötzliche Glut, als habe ihn ein jäher beunruhigender Gedanke überfallen. Frau Wanda entgingen diese verrätherischen Zeichen nicht, aber sie gab das nicht kund, sie sah kaum nach ihm hin und fing wieder ein harmloses Gespräch an, das ihm glücklich über die gefährliche Minute hinweghalf. Ihn aber versetzte das Bewußtsein seiner Unsicherheit in eine gereizte Stimmung, und diese gab ihm einen Geist des Widerspruches über gleichgiltige Dinge ein, den die Mutter nie an ihm gekannt hatte. Ihr Auge richtete sich nun mit einem Blicke auf ihn, vor dessen verwunderter Frage das seinige sich zu Boden senken mußte, doch diente das Zucken seiner Lippe nicht dazu, die Mutter über seinen Gemüthszustand zu beruhigen. Gern hätte sie ihn an ihr treues Herz

geschlossen und befragt, was ihn quäle, da sie diese bösen Zeichen nicht allein aus der verborgenen Neigung, welcher ja bis jetzt noch gar kein Hinderniß in den Weg getreten war, erklären konnte, aber sie wollte sein Vertrauen erwarten, und nicht erzwingen, fürchtete auch vielleicht durch unvorsichtige Worte Geister zu entfesseln, die nicht wieder zu bannen waren, und so glaubte sie am besten zu thun, wenn sie Bernhard sich selbst überließe. Ebenso unbefangen, wie sie bis jetzt mit ihm gesprochen, ging sie aus dem Zimmer, als habe das gar keine besondern Ursachen. „Das muß ein Ende nehmen," sagte sie für sich.

Seltsam! Auch Bernhard hatte denselben Gedanken. Als er allein war und sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, trat ihm der Ausdruck seines leidenschaftlichen Gemüthes in jede Miene und er ging, das Auge zu Boden gesenkt, die Arme über der stürmenden Brust in das Kreuz geschlagen, heftig auf und ab. Zwei entgegengesetzte Gewalten rangen in ihm, wie zwei Gewitterwolken, jede von ihrem eigenen Sturmwind getragen, am Himmel zu schwüler Sommerszeit sich treffen und im furchtbaren Kampfe sich entladen. Wer hätte in diesem stillen äußerlich oft so kalten Jünglinge eine Glut der Lei=

denschaft gesucht, wie sie sich in seinem gährenden Antlitze aussprach! Was war ihm geschehen, nun diesen Ausbruch, der keinen Gegenstand hatte als sich selbst, zu rechtfertigen? Sich selbst, so war es! Er schalt sich einen Schwächling, einen weibischen Knaben, der sich von den männlichsten Vorsätzen durch kindische Gefühle abwendigmachen, zu einem Leben der Erbärmlichkeit verdammen lasse, ja so erniedrigt schon, daß er sich unglücklich fühle nur in dem Gedanken an die Laufbahn der Ehren und des Ruhmes, die er einst in seinen Träumen so schimmernd gesehen, so glühend erstrebt hatte! „Ein Ende muß das nehmen!" rief er. „Immer fester schlingt sich die Kette um mich, die mich in unwürdige Thatenlosigkeit bannt — fasse ich jetzt nicht die Kraft zusammen, um sie zu sprengen, mag auch brechen, was da will, so bin ich verloren! Schon habe ich das Gefühl brennender Scham kennen gelernt, ich habe erröthen müssen vor diesem alten Manne, der nicht einmal kriegerischem Ruhme nachgestrebt hat — das soll aber anders werden, und gerade der kann mir helfen!"

Ein feines, fröhliches Gelächter unterbrach seine rastlos sich jagenden Gedanken und wie er betroffen aufsah, stand er vor der Thür und dicht vor ihm

Barbara, welche von ihm unbemerkt eingetreten war. Wie ein goldener Sonnenstrahl in düsteres Regengewölk traf ihn der heitere Blick ihres Auges, alles, was ihn bestürmt und gequält hatte, war in diesem Momente vergessen, die wunderbare Macht des Liebreizes, der sie umkleidete wie ein verklärender Lichtglanz, übte den alten Zauber auf ihn, und von dem Kampfe, den er eben bestanden hatte, vielleicht der eigenen Kraft beraubt, verlor er den letzten Halt, welcher ihm bisher noch geblieben war. — „Lachst Du über mein einsames Ringen?“ rief er. „Weißt Du nicht, daß Dir jeder Athemzug, jeder Pulsschlag meines Lebens gilt? Kannst Du mein spotten? Nein, nein! Du weißt es längst, was ich Dir nicht sagen durfte — Du hast mich lieb, Du stößest mich nicht von Dir — sage mir das!“

Er hatte die Hand des erbleichenden Mädchens ergriffen, er schlang seinen Arm um die Bestürzte, und zog sie an sein Herz — aber dieß wilde Beginnen, so ganz fremd an ihm, streng beherrscht wie sein Gefühl bis jetzt verborgen geblieben war, erschreckte sie; mit Kraft entwand sie sich ihm und entfloh. Kein Wort hatte er von ihr vernommen, keinen Blick hatte sie ihm geschenkt, aber die Thränen, welche aus ihren Augen perlten, waren ihm nicht ent-

gangen und fielen ihm wie brennende Tropfen auf die Seele. Er wollte ihr nacheilen, sie auf den Knieen um Verzeihung bitten, aber es war zu spät, und bitterer zerfallen mit sich selbst als zuvor, wäre er am liebsten hinausgestürzt in die dunkelste Tiefe des Waldes, um sein Antlitz vor allen Menschen zu verbergen, denn er wußte, daß er nicht mehr fähig war, dasselbe zu verstellen.

Aber das wäre feige Flucht gewesen, und nun einmal die Schranken zerschlagen waren, die er sich bisher selbst gesetzt, nun er gegen seine Geliebte den Ausbruch des langverhehlten Gefühls nicht mehr zu hindern vermocht hatte, wollte er auch allen Folgen stehen wie ein Mann. Das war jedoch nicht die klare Festigkeit eines gewonnenen Entschlusses, das war noch immer Leidenschaft und zwar böser Trotz. Wohl ihm, daß in diesem Momente nicht die Mutter zurückkehrte, sein kindliches Gefühl würde vielleicht dem Sturme, der ihn wie ein steuerloses Schiff dahintrieb, nicht Widerstand geleistet haben, und wenn er dann in Blick oder Wort die Ehrfurcht verletzt hätte, da er die Mutter allein als die Gegnerin seiner heißen Wünsche ansah, welch' ein Anlaß zu tiefer Reue für ihn! Die Mutter kreuzte aber seinen Weg vor der Rückkehr des Vaters nicht mehr, sondern

entzog sich ihm vielmehr, als er sie zuletzt aufsuchte, um, da er endlich ruhiger geworden war, sich mit ihr auszusprechen. Sie allein konnte ihn ja verstehen, sonst niemand. Er hatte auch, ungleich andern jungen Männern, keinen Freund, an den er sich mit offenem Vertrauen angeschlossen hätte; seine beiden Brüder, die nun schon ihren eigenen Herd gegründet hatten, waren an Sinnesart zu verschieden von ihm, Christine, die ältere Schwester, ging verständig aber kalt, ihren eigenen Weg, und von den Söhnen der benachbarten Familien, mit denen das Linden'sche Haus Umgang pflog, war auch nicht Einer, welcher Bernhard angezogen hätte. So war er auf sich selbst gewiesen, solange er denken konnte, und je nüchterner, alltäglicher sich sein äußeres Leben im Kreislauf der Landwirthschaft und des Verkehrs mit gleichgiltigen fremden Menschen gestaltete, umso reicher entwickelte sich in seinem Innern eine phantastische Welt, die er mit ihren zauberischen Bildern sorglich vor allen Blicken hütete wie einen verborgenen Schatz. Nur der Mutter war es bei ihrem Scharfsinn und weil sich in ihr wohl anklingende Saiten regten, nicht ganz verborgen geblieben, daß er einen Hort von wunderbarer Fülle in sich trage, sie überließ es aber der Zeit, zu guter Stunde ihn zu heben. Hätte sie freilich geahnt, daß

sich allmälig der Vorsatz in ihm gebildet und befestigt hatte, dem Vaterhause, in das ihn der Wille seiner Eltern gebannt, weil es sein künftiges Eigenthum werden sollte, zu entrinnen, so würde sie nicht so theilnehmend und freundlich auf ihn geblickt haben, wenn sie in seinen Augen las, daß ihn strahlende Bilder seiner Phantasie heimlich entzückten. Dieser Vorsatz war fast zur Reife der Ausführung gediehen, und es handelte sich nur noch darum, ihn zu verkündigen und sich die Einwilligung der Eltern zu erbitten oder nöthigenfalls zu ertrotzen, als Barbara's Eintritt in das Haus dessen Einförmigkeit mit einem neuen, fesselnden Reize schmückte. Sie war nicht auffallend schön damals, die Mutter hatte ganz recht, als sie gegen ihren Gatten aussprach, daß niemand hätte ahnen können, wie anmuthig sie sich, einer Frühlingsblume gleich, in wunderbarer Schnelligkeit entwickeln würde. Aber sie brachte ein herrliches Geschenk des Himmels mit, Frohsinn und Heiterkeit des Gemüthes, welche alles in ihrer Nähe erquickten, es war wie ein frischer Hauch, welcher mit ihrer Ankunft durch das Haus ging, und wenige Tage, so hatte sie sich alle Herzen gewonnen. Konnte Bernhard allein eine Ausnahme machen? Er fand nun den Anlaß nicht, seinen längstgefaßten Vorsatz aus-

zusprechen; anfangs täuschte er sich darüber, daß ihm eine Vertagung desselben ganz natürlich erschien, aber bald wurde er aufmerksam auf sich, und nun entstand aus erster Regung immer peinlicher jener Zwiespalt der Gefühle, der nur in einem verschlossenen, von ritterlichem Ehrgeiz und Thatendurst erfüllten Gemüthe eine so furchtbare Gewalt erreichen konnte. Er war sich bewußt, daß er gefesselt war, aber die Liebe hatte bereits ihre Nervenfäden zu dicht in sein Dasein geflochten, und machte ihn sogar in Momenten süßer Vergessenheit gleichgiltig gegen alles, das ihm einst als Ideal und Zweck seines Lebens vorgeschwebt hatte — umso stürmischer der innere Kampf, wenn er dann wieder zur Besinnung kam. Umsonst, daß er sich sagte: Lorbeer und Rose seien gar wohl zum Kranze zu vereinigen, um eines Mannes Erdenglück zu krönen — er hatte eine ganz andere Heldenlaufbahn im Sinne gehabt, als die eines bloßen Söldlings, der für fremde Fürsten und deren ihm noch fremdere Sache sein Schwert zieht und mit den glänzendsten Waffenthaten wohl Kriegerruhm, aber kein erhabeneres Ziel erringen kann. Darum wollte er Lorbeern pflücken im heiligen Dienste des Kreuzes als Streiter Christi in dem Ritterorden, der sich ausschließlich dem Kampfe gegen den

Erbfeind geweiht, der auf Rhodus noch in den griechischen Gewässern das Meer behauptete, und den Halbmond, welcher seit fünfzig Jahren die Kaiserstadt Konstantins am Bosporus bezwungen, wenigstens dort verhinderte, weiter um sich zu greifen: wie lange, das hing freilich von dem Eifer und Willen des Abendlandes ab, den wackern Glaubensstreitern Hilfe zu bringen. Bernhard hatte den Vorsatz gefaßt, in den Orden des heiligen Johannes von Jerusalem zu treten, in welchem ihm das höchste, der Stuhl des Großmeisters, erreichbar war: damit aber mußte er den Rosen der Frauenliebe entsagen! Begreifen wir nun, wie er mit sich selbst zerfiel, als er sich, ohne es zu ahnen, in süße Ketten verstrickt sah, als er diese zu sprengen nicht mehr den Trieb in sich fühlte, und der Ausweg sich ihm darbot, den Pfad des Ruhmes im profanen Kriege um irdischer Zwecke willen zu suchen, wobei er auch der Geliebten dienen und sich nach genossenen Ehren, wie seine Väter gethan, auf dem Stammsitze das eigene Herdfeuer anzünden durfte, mit Weib und Kindern! Dieser Ausweg eben war es, den er sich selbst als eine Unwürdigkeit vorwarf, um den er sich als einen Abtrünnigen betrachtete. Jetzt hatte er aber — so glaubte er! — die Schwäche überwunden. Gerade

der Ausbruch des verborgenen Vulkans hatte dessen siedenden Feuerstrom nun in kalte feste Lava verwandelt: mochte er auch blühende Reben der Verheißung in Asche verwandelt haben, das war vorüber! Die Geliebte hatte sich tiefverletzt von ihm abgewendet; was sie über seine wahnsinnige Begegnung dachte, mußte er tragen. Zur Mutter zog es ihn jetzt hin: er durfte zwar nicht hoffen, daß sie ohne Widerspruch seinen Entschluß billigen und genehmigen werde, aber er glaubte diesen Widerspruch besiegen zu können, und rechnete dabei auf einen Bundesgenossen, den Großvater. War er es nicht gewesen, der zuerst durch seine Erzählungen aus einem bewegten Leben, das er am Kaiserhofe, auf weiten Reisen und in den Kriegen seiner königlichen Oberlehnsherren zugebracht hatte, ehe er in seiner Heimath mit dem Amte eines Landeshauptmanns sich zur Ruhe setzte, in der Seele des Knaben den Funken entzündet, welcher still und verborgen fortgeglimmt, bis die ganze Seele von der Glut des Verlangens nach einem gleichen oder noch höhern Ziele erfaßt war? Hatte er ihm nicht mit Vorliebe das Bild zweier Helden gezeichnet, welche von Geburt nur Edelleute wie er, sich durch den Glanz ihrer Thaten und eigene Kraft auf den Thron ge-

schwungen hatten? Der Jugend scheint nichts unerreichbar: was Georg von Podiebrad, was Matthias Corvinus geglückt, konnte auch einem andern zu erringen möglich sein, und war es kein Königsthron, so bot sich der erregten Phantasie des Jünglings noch mancher Sitz der Ehren, eines kühnen Strebens werth! Die Einsamkeit, in welcher er mitten in der Familie geistig lebte, hatte diese Richtung seiner verschlossenen Gedanken noch mehr begünstigt; ein einzigesmal war er, begeistert durch eine besonders zündende Schilderung des Großvaters, gegen diesen mit einer blitzartig aufleuchtenden Idee aus seiner innern Traumwelt hervorgetreten, aber der alte Herr hatte ihn tüchtig ausgelacht, daher er sich dessen noch jetzt schämte. Von so hochfliegenden Hoffnungen durfte er nichts mehr verlauten lassen, aber er rechnete auf des Großvaters Beistand zu dem einfachen, praktischen Anliegen, das er seinen Eltern vortragen wollte. Ob nicht auch der Freund des Vaters, der ihm ja selbst schon zugeredet hatte, ohne zu wissen, daß er ihm aus der Seele sprach, ob dieser ihm vielleicht nicht auch von Nutzen sein würde? Vor allem aber mußte er die Mutter sprechen, sie hatte ein heiliges Recht auf sein erstes Wort.

Viertes Kapitel.

Entscheidung.

„Was hast Du, Kind? Was ist Dir? Wie kannst Du mir abläugnen, daß Dir etwas begegnet ist? Du hast geweint und sieh, Bärbel, die Thränen stürzen Dir noch jetzt aus den Augen — darf ich nicht wissen, was Dir geschehen ist?"

„Christine!" mehr vermochte das Mädchen nicht zu sagen, dann sank sie an Christinen's Brust und weinte so heftig, daß sie allem Zuspruch unzugänglich schien. Christine ließ sie gewähren, sie hatte selbst zu viel Leid erfahren, um nicht zu wissen, daß es durch Fragen und unzeitige Trostreden nur gesteigert wird. Aber sie besaß ein theilnehmendes Herz, und wo irgend in ihrer Nähe Gram und Kummer waren, da nahte sie gewiß, um zu helfen nach ihrer Kraft oder doch zu lindern. Was Bärbchen betroffen hatte, schien ihr eine dunkle Ahnung zu sagen, nur verkehrte diese das Verhältniß: es ist dem Herzen so eigen, in fremdem unbekannten Leid immer eine Aehnlichkeit mit dem eigenen Schicksal zu suchen. Hier aber täuschte sie sich — noch! müssen wir hinzusetzen. Und wie erstaunte sie, wie rann es

ihr plötzlich erkältend durch ihr warmes Mitleid, als Bärbchen von ihrer Brust, an der sie sich ausweinen sollte, ihr Antlitz erhob und Christine durch Thränen ihr Auge beseligt strahlen, in ihren Zügen voll lieblicher Scham ein verklärtes Lächeln aufgehen sah?

„Ich kann es Dir nicht sagen, Christine! Heute nicht — morgen vielleicht!“ Und sie schlang die Arme um Christinen's Nacken, küßte sie innig und eilte flüchtig von dannen. Da verschwand der milde Ausdruck, welcher das unschöne Gesicht der frühgealterten Jungfrau so freundlich machte, und ein herber Zug schnitt sich vom Munde zum Kinn eine scharfe Furche. Ruhig im Aeußern, als sei gar nichts geschehen, das sie berühren konnte, ging sie ihren Geschäften nach. Doch wollte die Schloßmagd, welche sie genau kannte, bemerken, daß sie nicht recht achtgab auf manches, und daß sie eine oder die andere Frage, die an sie gethan wurde, gar nicht hörte, sondern sich erst besinnen mußte. Dafür aber war sie gütiger gegen das Gesind als gewöhnlich, da sie sonst nicht das kleinste Versehen ungerügt hingehen ließ.

Der Großvater, der seiner Gewohnheit gemäß bald nach dem Frühstück in das Freie hinausgegangen war, wo er zuweilen weite Gänge, am liebsten längs des Flusses, unternahm, kehrte heute etwas früher

zurück. Er fand in seinem Zimmer, das zu ebener Erde lag, weil ihm das Treppensteigen nicht mehr zusagte, wie gewöhnlich frisch eingesetzte Blumen, aber seinen Liebling, der ihn sonst zu empfangen pflegte, sah er nirgend. Barbara hatte wahrscheinlich in der Wirthschaft helfen müssen, womit er ganz einverstanden war, daher fragte er nicht weiter nach ihr, sondern setzte sich, da die Sonne heiß zu glühen begann, wieder in den Schatten der Linde. Das Alter hat das Recht, zu ruhen. Er streckte behaglich die Glieder aus und gab sich einer wohlthuenden Beschaulichkeit hin, welche eben in sanften Schlummer übergehen wollte, als das Wägelchen seines Sohnes, der dem Freunde die Glanzpunkte seiner Feldwirthschaft gezeigt, wieder in den Hof rollte. Beide kehrten sehr zufrieden zurück, der Grundherr, daß er so treffliches aufzuweisen habe, der Gast, daß die Feldschau vorüberwar. Dieser fiel denn auch gleich den Großvater an, mit welchem sich doch wieder vernünftige Dinge, die nicht zwischen Oder und Bober eingespannt lagen, besprechen ließen; eben trat auch Bernhard, welcher den alten Herrn heute noch gar nicht gesehen hatte, hinzu, um ihm einen guten Morgen zu bieten, und die vier Männer saßen nun längere Zeit im Gespräch unter der Linde, zu

welchem freilich der Herr vom Hause das wenigste beitrug, nicht einmal ein aufmerksamer Zuhörer war, da es von Welthändeln geführt wurde, die ihn niemals beschäftigt hatten. Er dankte Gott, wenn er davon nichts hörte: die Zeit des wilden Hans von Sagan, dessen Fehden ganz Niederschlesien beunruhigt hatten, war ja glücklich überwunden. So dachte er denn, während sein Haugwitz wieder vom gelobten Lande Italien und den Gelüsten der Ligue von Cambrai auf Venedigs Reichthümer schwatzte, an seine heut eingeeggte Erbsensaat, vielleicht auch an gar nichts, bis ihn plötzlich sein Name aufschreckte, den der Freund mit erhobener Stimme rief:

„Ich glaube, der Kerl schläft uns ein!“ lachte Haugwitz, als er den sonderbaren Blick bemerkte, mit dem er ganz verwildert angestiert wurde. — „Du sollst Deine Meinung auch sagen, denn Dich geht es ganz besonders an.“

„Mich? Gar nichts!“ versetzte Linden. „Und wenn sie Venedig in Stücke reißen, ich bekomme davon keins ab.“

„Er hat wahrhaftig geschlafen!“ rief Haugwitz. „Davon reden wir seit einer Stunde nicht mehr. Gerade Dich geht es an, was wir überlegten, wir wollen kein Komplott hinter Deinem Rücken schmieden.“

„Komplott?“ fragte Linden ganz verwundert.

„Per Dio santo! Er weiß nicht, was ein Komplott ist! — Nun, wir wollen Dir Deinen Junker entführen! Ja, ja, Heinrich, sieh mich nur an. Ich bin's und mache mir eine Ehre d'raus, Erdmann von Haugwitz zu heißen. Dein Junge muß hinaus, er ist alt genug, braucht Dir nicht mehr am Rockzipfel und der Mutter an der Schürze zu hängen, muß sich 'was versuchen, sich durchschlagen in der Welt, hier wird nichts Vernünftiges aus ihm, wenn er wie'n Roßkäfer nicht über die nächste Hufe fliegt. Sieh Deinen Herrn Vater und mich an! Dein Herr Vater kann es mit dem stolzesten Granden von Hispanien an Ehr' und Ansehen aufnehmen, und ich habe mir doch wenigstens auch einen andern Wind um die Nase wehen lassen als den aus der polnischen Ecke.“

Linden war von dieser Ansprache, die über ihn herstürzte wie eine stäubende Lawine über das Haupt eines Bergwanderers, ganz betäubt, seine Fassungskraft gleichsam verschüttet. Sie mußten ihm zu Hilfe kommen, ehe er einfach begriff, was man eigentlich von ihm wollte: nämlich seine ausdrückliche Zustimmung, daß Bernhard das Haus verlassen und in die weite Welt gehen könne, wohin? das wußte

ihm Haugwitz nicht einmal zu sagen: wahrscheinlich auf gut Glück, wie der fahrende Schüler, der zuweilen von Breslau kommend, hier einsprach und um ein Nachtlager bat. Wie man seine Genehmigung dazu vernünftigerweise verlangen könne, sah er freilich nicht ein, daher versagte er sie auch ohne sich lange zu besinnen, und richtete sein Wort gleich an Bernhard, von welchem der dumme Gedanke doch wohl ausgegangen sein mußte. Das war aber nicht der Fall, sondern Haugwitz, der ihn schon gestern gegen den jungen Mann ausgesprochen, hatte ihn heute wieder aufgenommen und eifrig verfolgt, als er auch den Landeshauptmann gar nicht abgeneigt fand, ihm beizustimmen. Bernhard nahm demungeachtet, da die Sache einmal diese Wendung gewonnen, den Moment wahr und sagte auf das kurze: „Daraus wird nichts!" welches ihn abfertigen sollte: „Ich kann nicht läugnen, lieber Vater, daß ich den heißen Wunsch hege, die Welt zu sehen und etwas zu leisten, das unserem Namen Ehre macht."

„Kannst Du hier auch!" versetzte der Vater. „Mache ich ihm keine Ehre?"

„Ihr habt des schlesischen Adels höchste Achtung, habt Eure Besitzung, die Ihr verwaltet, Eure Unterthanen, habt vor allem Eure Familie —"

„Kannst Du alles auch haben!“ wiederholte der Vater. „Es liegt nur an Dir, heirathe Dir ein braves Weib, das eine standesmäßige Mitgift hat, baue Dein eigenes Nest, so wird Dir nichts von alle dem fehlen, was ich besitze.“ — Darin hatte er recht und der Sohn konnte ihm nicht widersprechen, aber er sehnte sich eben nach mehr als der Vater besaß, und zu würdigen wußte.

„Dazu ist es noch zu früh, Heinrich,“ kam ihm der Großvater zu Hilfe. „Oder wenn nicht zu früh, denn ich habe auch jung geheirathet, so doch noch immer Zeit, wenn er sich etwas versucht hat und heimkehrt nach zehn Jahren. Die schlesischen Fräuleins sterben nicht aus. Herr von Haugwitz sieht sich jetzt erst unter den Töchtern des Landes um, nachdem er gefunden hat, daß er sich daheim bleibend niederlassen kann.“

„Ob bleibend — das fragt sich!“ erklärte Haugwitz im Widerspruche mit seinen gestrigen Aeußerungen. „Es ist zwar sehr hübsch daheim, aber draußen, wenn man einmal bessere und prachtvolle Gegenden kennen gelernt hat, so zieht es Einen mächtig wieder hinaus. Bei den Töchtern des Landes möchte ich alter Gesell wenig Glück machen, ich

glaube, daß ich am besten thue, den Junker, wenn Du ihn freigibst, wieder zu begleiten."

„Ich gebe ihn aber nicht frei, kann mir nicht helfen," sagte Herr von Linden hartnäckig. „Nicht wahr, damit er auch unsere liebe Schlesing verachten lernt, wie Du soeben gethan hast, Erdmann. Wir, die wir nichts besseres und prachtvolleres kennen gelernt haben, uns gefällt es ganz gut. Und dabei soll mein Junge auch bleiben. Ich möchte wohl wissen, was er draußen will."

Das konnte ihm Bernhard nicht erklären, auch kannte er seinen Vater genugsam, um sich zu sagen, daß, wenn er eine Willensmeinung entschieden ausgesprochen hatte, es fast unmöglich war, ihn zu einem Nachgeben zu bewegen: nur die Mutter wußte das zu guter Stunde durchzusetzen. Bernhard schwieg also und stellte seine Hoffnung eben auf die Mutter, mit welcher er noch nicht gesprochen hatte: schlug diese Hoffnung fehl, dann blieb ihm als letztes Mittel nur noch ein Schritt übrig, vor welchem sein kindlicher Sinn sich sträubte. Er wies ihn auch in Gedanken zurück. Aber der Großvater nahm noch einmal für ihn das Wort und setzte dem Sohne in ruhiger, einfacher Rede auseinander, wie es zu Bernhard's bestem sei, Erfahrungen zu sammeln, die er

daheim nimmer gewinnen könne, die ihm jedoch für alle Lagen des Lebens, in die er bei den immer ungewissen Zeiten kommen möchte, vom größten Nutzen sein würden. Gegen seinen Wunsch werde Bernhard natürlich nicht handeln, sondern sich gehorsam in alles fügen, was über ihn bestimmt sei, doch möge alles erst reiflich zu überlegen sein, ehe ein Entschluß ausgesprochen werde. Linden hörte seinen Vater, wie immer, achtungsvoll an, aber erschüttern konnten seine eindringlichsten Worte die einmal vorgefaßte Meinung nicht, die von seinem Standpunkte aus wohlbegründet war. Langes Ueberlegen kannte er nicht: von Natur mit einem praktischen Blicke begabt, fand er schnell immer das rechte, wenigstens nach seiner Ueberzeugung. Bei der ersten Klarheit, um was es sich hier handle, waren ihm sofort, wie zu einer Heerschau, alle Gegengründe, die für ihn Geltung hatten, in geordneter Reihe vor die Seele gerückt, worunter auch ein sehr trivialer, aber leider im gewöhnlichen Leben nur zu schwer in die Wagschaale fallender, sich fast obenan stellte: die Kosten der Ausrüstung zur Reise, an Waffen, Pferden, mit einem Diener, und dann der Unterhalt in der Fremde. Daß die Vermögensumstände des Herrn von Linden durch die vorzeitige Uebergabe des Erbtheils an seine

Kinder nicht die glänzendsten waren, wußte sein Vater doch auch, er begriff daher nicht, wie dieser ihm zureden konnte und er glaubte ihn am sichersten aus dem Felde zu schlagen, wenn er ihn gerade bei dem schwierigsten Punkte angriff.

„Lieber wäre es mir," antwortete er, als der Großvater seine Rede geendigt hatte, „wenn der Bernhard sich gar nicht erst solche Dinge in den Kopf gesetzt hätte. Ich könnte ihm schon beim besten Willen nicht helfen, denn es sind jetzt schlechte Zeiten und noch mehr in Schulden stecken mag ich mich nicht, mein ganzes Hauswesen ginge dabei zu Grunde. Wenn er sich selbst die ganzen Kosten der Ausrüstung schaffen kann oder sich der Herr Vater oder mein Freund Erdmann dazu entschließt, so möcht' es schon sein."

„Ich nehme Dich beim Worte, Heinrich," sagte der Großvater. „Die Ausrüstung werde ich schaffen!"

„Ihr, Großvater?" rief Linden, halb ungläubig, halb erschrocken, daß es doch Ernst werden könne.

„Ich, mein Sohn!" bestätigte der Landeshauptmann ruhig und winkte Bernhard, der überrascht und freudig aufgesprungen war, sich still wieder zu setzen. „Hast Du mich für einen so schlechten Wirth gehalten, daß ich mir keinen Sparpfennig zurückgelegt hätte?

Den will ich nun auf gute Zinsen legen, denk' ich. Bedanke Dich jetzt bei Deinem Vater, Bernhard. Du hast die Erlaubniß, die Du Dir gewünscht hast und ich hoffe, Deine Mutter, wenn sie auch ihr Söhnchen nicht gern scheiden sieht, wird sich doch darein finden."

„Aber, Großvater," rief Herr von Linden, „hab' ich denn mein Wort ohne Umstände gegeben? Das hab' ich nimmer gemeint. Laßt es uns doch erst überlegen, wie Ihr selber gesagt habt. Ich muß doch auch erst mit meiner Frau sprechen — wollt Ihr, daß ich hinter ihrem Rücken, wie ein Seelenverkäufer, den Sohn hingebe?"

„Nun schäme Dich, Heinrich!" versetzte Haugwitz. „Hat Deine Frau also das Regiment? Fürchtest Dich vor ihr? Ueberlaß mir das, ich werde schon mit der klugen und verständigen Dame die Sache in Ordnung bringen, sie verliert ja den Junker nicht auf ewig, er kommt zum Ritter geschlagen mit Glücksgütern aller Art, die er sich erobert hat, zurück, und die Frau Mutter bleibt ja doch nicht allein und verlassen daheim, sie hat meine Pathe Erdmuthe und die kleine Biondina — seht, da kommt sie gerade aus dem Hofe, soll ich flugs mit ihr reden?"

„Erlaubt Ihr, Vater, daß ich der Mutter vor-

trage, was wir besprochen haben?" fragte Bernhard rasch.

„Meinetwegen thue es, aber ich bitte mir aus, daß Du nicht denkst, mein Wort schon in der Tasche zu haben," erwiederte der Vater, und während Bernhard der Mutter entgegenging, um sie zu einem Gespräche unter vier Augen seitab in den Garten zu führen, wandte sich Linden mit verdrießlichem Gesicht zu seinem Jugendfreunde: „Du hast mir diese Suppe eingerührt mit Deinen Erzählungen und Anpreisungen der Fremde, alsob gar kein Mensch mehr zufrieden daheim leben könnte. Hättest mir keinen größern Gefallen thun können, ich danke Dir's!"

Haugwitz suchte ihn zu beruhigen und sich zu entschuldigen, der Großvater erhob sich langsam und ging, ohne sich weiter um ihre widerstreitenden Meinungen zu kümmern, nach dem Garten, offenbar in der Absicht, seinem Enkel, im Fall er sein bedürfe, auch gegen die Mutter zu Hilfe zu kommen.

Er bedurfte aber des Beistandes nicht. Denn noch ehe der Großvater beide erreichte, die im Gespräch den Hauptgang zwischen den Obstbäumen dahinwandelten, waren sie schon einig. Zu seiner größten Ueberraschung hatte Bernhard die Mutter, als er ihr im Drange des Augenblickes ziemlich ungeschickt seine

Eröffnung gemacht, gar nicht so entschiedene Gegnerin des Planes gefunden, als er befürchtete; sie war wohl im ersten Momente, weil er so gar keinen rechten Eingang gefunden, durch seine Mittheilung betroffen gewesen und hatte ihn mit einem großen, schmerzlichen Blicke, der ihm in der Seele wehthat, gemessen, aber dann war sie gleich zu voller Fassung gekommen und hatte gesagt: „Du magst recht haben, mein Sohn. Es ist gewiß gut, wenn Du eine Zeitlang in andere Verhältnisse kommst. Ich werde mit dem Vater darüber sprechen.“ Sie hatte sich dann von ihm berichten lassen, daß es nicht ein Einfall von heute, die plötzliche Anwandlung des Augenblickes hervorgerufen, wie der Vater auch gemeint, durch die Erzählungen des Herrn von Haugwitz, sondern ein längstgehegter, nur verschwiegen gehaltener Wunsch sei; fein, wie sie zu fragen verstand, wurde sie auch darüber klar, daß zwischen diesem Wunsche und anderen Befürchtungen, die sie hegte, kein Zusammenhang obzuwalten schien, denn Bernhard versicherte offen, daß er sich schon jahrelang damit getragen, aber freilich blieb ihr noch immer der Gedanke, daß vielleicht irgend ein bestimmter Anlaß die jetzige Enthüllung seiner Wünsche bestimmt habe; war das der Fall und Barbara die Ursache, dann konnte sie viel-

leicht ganz ruhig sein, dann wäre der Grund, der seine Entfernung selbst für die Mutter wünschenswerth machte, vielleicht beseitigt gewesen und er hätte ebensogut hier bleiben können, sicherer indessen war seine Entfernung gewiß, denn wenn er auch gegenwärtig, wie es schien, seine Neigung nicht erwiedert sah, so bürgte das nicht für künftige Tage. Frauensinn ist wandelhaft, gestand sich die Mutter selbst. Sie nahm sich daher vor, wie schmerzlich ihr auch die Trennung von dem letzten Sohne war, der überdieß nicht im Lande wie seine Brüder bei friedlichem Leben blieb, sondern hinaus in Gefahren zog, seinem Wunsche förderlich zu sein und war sich bewußt, ihren Gatten dazu bewegen zu können. So fand der Großvater, als er sich bei der Umkehr zu ihnen gesellte, schon alles in Richtigkeit und fügte nur noch die Erklärung hinzu, daß er selbst alles besorgen werde, was zur Ausrüstung nöthig sei. Frau von Linden ahnte jetzt, auf welche Weise der Vater sich habe fangen lassen und ging mit ihm die Rücksprache zu nehmen, welche er sich, wie der Großvater der Wahrheit gemäß berichtete, ausdrücklich bedungen hatte, ehe er ein bindendes Wort geben könne. Der alte Herr begleitete sie.

Bernhard hatte bis jetzt den eigentlichen Kern

seiner Vorsätze, daß er in den Johanniter-Orden treten wolle, nicht enthüllt, es dünkte ihm aber unredlich, denselben zu verschweigen. In der schwärmerischen Glut seiner Phantasie sah er sich längst als ein Mitglied der heiligen Brüderschaft an, er hatte das Gelübde derselben in seinem Herzen schon geleistet, als ihn einst in einsamer Stunde die Begeisterung für seine Idee der armseligen Wirklichkeit entrückt hatte: das war geschehen, noch ehe Barbara in das Haus gekommen war. Deßhalb sah er es für eine sündhafte Bethörung an, daß er sich habe seinem hehren Berufe so lange entfremden lassen, und was er heute in der Leidenschaft gegen sie ausgesprochen, das galt ihm gar für baaren Eidbruch. Den konnte er nur sühnen durch offenes Bekenntniß, und er wählte zu seinem Beichtiger den Großvater, durch welchen er am besten bei Barbara vertreten werden konnte. Ehe er jedoch dazu kam, mit ihm zu reden, da er sich, wie gesagt, mit der Mutter zur gemeinschaftlichen Berathung begeben hatte, wurde Bernhard festgehalten durch Herrn von Haugwitz, dessen gutmüthiges, braunes Gesicht vor Vergnügen strotzte.

„Seht Ihr, Junker Bernhard, das habt Ihr mir zu danken!“ rief er, sobald er seiner habhaft

wurde. „Ohne mich wäret Ihr hier verbauert, wie — ich wollte sagen, wie man viele Exempel hat, nehmt mir's nicht übel. Nun wollen wir aber dabei nicht stehen bleiben, ich will Euch weiter mit gutem Rath unterstützen, denn ich glaube wohl, daß ich auch mitreden kann, wenn von Gottes schöner Welt gesprochen wird, besser als Einer hier, den Herrn Landeshauptmann ausgenommen. Von der Ausrüstung zuerst. Laßt Euch um Gotteswillen nicht viel Zeug aufschwatzen — je weniger man bei sich hat, desto mehr ist man ein freier Mensch. Geld, ja! Soviel Ihr davon mitbekommen könnt, aber sonst nur die Nothdurft. Wie Ihr mich hier seht, bin ich mit zwei Stück von jeglichem, was der Mensch auf dem Leibe zu tragen hat, sieben Jahre lang durch die Welt geritten, habe alles auf meinem eigenen Pferde geführt — nicht dieser schändlichen Kreatur, mit der mich ein Stradiot in Vincenza betrogen, davon erzähle ich Euch noch, sondern auf einem prächtigen Rappen, den ich leider eingebüßt habe — seht! und keinen Diener bei mir, das ist die Hauptsache! Da ist man erst der wahre freie Herr, man verläßt sich auf keinen andern, der gerade immer fehlt, wo man ihn braucht, oder der vergißt, was man befohlen hat, man kann thun und treiben, was man will, wird

nicht belauscht und mit schändlicher Nachrede beschimpft, hat nicht ewig zu schelten und zu schlagen, kurz, man ist unabhängiger, wie ein König. Versteht man nicht ein Pferd, wie es sich gehört, zu versehen, zu striegeln und zu warten, zu satteln und zu packen, nun, so geht man zu Fuß — hab's auch versucht, Junker Bernhard, gefiel mir gar nicht übel, wo ich keine Eile hatte. Da kommt man überall durch und hat nicht für zwei Magen zu sorgen. Ich dächte überhaupt, junger Freund, Ihr finget klein an, rüstetet Euch aus mit allem, was zum Kriegsdienst bei dem neuen Fußvolk des Kaisers gehört und versuchtet es erst einmal damit. Ihr werdet doch das Schwert führen können, Fechten, wie? Nun, zum Spieß braucht Ihr nur Kraft, die seh' ich Euch an. Der Doppelsold, den Ihr als junger Gesell von Adel, wenn Ihr mit Helm und Bruststück zur Musterung durch die Pforte von Spießen geht, auf alle Fälle bekommt, ist doch auch nicht zu verachten: das gibt acht Gulden monatlich, haltet Ihr Euch wacker, und vertraut man Euch das Fähnlein zu tragen an, bekommt Ihr vierundzwanzig. Wenn Ihr auf Euren eigenen Zaum durch die Welt reitet, wie ich gethan, müßt Ihr von Eurem eigenen Gelde zehren, und wenn Ihr damit fertig seid, wer gibt Euch etwas? Absonderlich

unter fremdem Volke, wo man nicht so leicht einen Landsmann und guten Gesellen trifft, der von seiner Habe mit Euch theilt. Sollte Euch das aber einmal begegnen und Ihr seid nicht weit von Brescia — was lacht Ihr, junger Freund?"

„Weil Brescia Euer drittes Wort ist, Herr von Haugwitz, wenn Ihr von Euren Reisen erzählt," antwortete Bernhard. „Brescia muß Euch in besonders gutem Andenken sein oder Ihr habt dort Eure größten Heldenthaten verrichtet?"

„Wollt Ihr mich foppen, junges Blut? Cospetto! Ich habe zwar keinen Kriegsdienst gethan, weil ich mich nicht binden wollte durch einen Eidschwur, der mir vielleicht drei Tage d'rauf leid würde, aber mit der Klinge bin ich nicht faul gewesen, wo mir Einer zu nahe kam. Raufen und Balgen ist aber nach meinem Dafürhalten keine Ehre, darum erzähle ich nicht davon, sonst könnt' ich manches Geschichtchen auftischen, habe auch, wie Ihr seht, ein Wahrzeichen davon getragen —" er zeigte auf einen schmalen blutrothen Streifen, der schräg über seine Stirn lief — „und noch vier könnt' ich Euch an meinem Leibe aufweisen, wenn sich's lohnte. In Brescia habe ich keine Ursache zum Raufen gehabt, obgleich man den Brescianern darin viel böses nachredet. Ich habe im

Gegentheil dort Liebe und Freundschaft genossen und darum sagt' ich eben, wenn Ihr einmal in Noth gerathet und seid in der Nähe von Brescia, so wendet Euch dort an den Kaufherrn Filippo Diodati, nennt meinen Namen, aber Ihr müßt Ermanno sagen, Signor Ermanno, und fordert ein Darlehn auf meine Bürgschaft, so hoch Ihr wollt: es wird Euch nicht abgeschlagen werden. Aber hütet Euch vor den Feueraugen seiner Tochter, die muß nun herangewachsen sein; sie war als Kind schon von sechs Jahren, wo ich sie zuletzt gesehen, bildschön, und die Leute sagten mir, als ich im vorigen Jahre dort war, daß sie im Kloster, wo sie erzogen worden, ein solches Wunder von Schönheit geworden sei, wie noch kein Auge erblickt. Ich hätt's Euch nicht sagen sollen, denn Ihr seht mir nicht aus, als würdet Ihr einem schönen Mädchen aus dem Wege gehen."

„Doch vielleicht, Herr von Haugwitz," erwiederte Bernhard mit verdüstertem Blick.

Haugwitz lachte laut. „Nun, ich warne Euch auf alle Fälle vor der kleinen Fiorina Diodati, damit ich mein Gewissen salvire. Schreibt Euch den Namen hinter's Ohr, und wenn Ihr ihn zu Brescia hört, so schlagt die Augen nieder, damit Ihr nicht verzaubert werdet, denn ich sag' Euch, ein italie-

nisches Auge kann nasses Holz in Brand setzen.“ In so eigenthümlich prosaischen Ausdrücken sorgte er immer, wenn auch unbewußt, dafür, daß seine Vorliebe für den Süden nicht allzu begeisternd wirke, und Bernhard mußte darüber trotz seiner ernsten Stimmung lächeln. Er lenkte nun das Gespräch wieder auf die praktische Seite und ließ sich von dem erfahrenen Manne, ohne ihm seinen eigentlichen Plan zu entdecken, über manches belehren, was ihm für die nächste Zukunft nützlich sein konnte. Mitten in ihrer Unterhaltung erscholl die Glocke, welche zur Mittagsmahlzeit rief, und bei ihrem Klange fiel es mit einemmale dem Jünglinge schwer auf das Herz, daß er jetzt mit Bärbchen zusammentreffen müsse, noch ehe er wieder gutgemacht, wozu er sich hatte hinreißen lassen. Wiederum lohte die verrätherische Glut, die ihn bei jedem beunruhigenden Gedanken gleich überfiel, in seinem Gesichte auf und setzte selbst den arglosen Erdmann in Verwunderung; wiederum zürnte Bernhard mit sich selbst, daß er, vom Wellenspiel seiner inneren Strömungen getrieben, die Zeit ohne Entschluß und That habe verstreichen lassen — welch' eine Mitgift auf den Pfad durch eine fremde, schonungslose Welt, diese Hingebung an den Moment, dieß Gehenlassen der Dinge ohne mit fester Hand

das Steuerruder zu fassen und dem Schifflein die Richtung zu geben!

Fünftes Kapitel.

Ein fernes Ziel.

Barbara kam nicht zur Tafel, ihr Platz blieb leer. Niemand fragte nach ihr! Es brannte in Bernhard's Seele das Verlangen dazu, aber er hatte den Muth nicht — und gerade das mußte in aller Augen auffällig sein, er fühlte es wohl, und dennoch! Daß vor seinem Erscheinen, welches er verzögert hatte, die Ursache von Bärbchen's Ausbleiben erklärt worden war, sah er ein; daß niemand sie ihm mittheilte, erschien ihm aber so unnatürlich, wie sein eigenes Benehmen, daß er sie gar nicht zu vermissen schien. Oder sollte sie noch kommen? Auch diese Erwartung erfüllte sich nicht, denn die Magd, welche die Speisen auftrug, stellte den leeren Stuhl vor Bärbchen's gewohntem Platze neben dem Großvater still beiseite. Nun blieb ihm nichts übrig, als nach ihr zu fragen, und sein Ton nahm in der Unsicherheit seines Bewußtseins einen hastigen, herrischen

Klang an, über den er selbst erschrocken sein würde, hätte er ihn nur vor dem innern Aufruhr klar hören können. Denn was konnte Bärbchen fern halten als Krankheit? Und war das der Fall, warum sagte man ihm nichts davon? Gab es einen Grund dazu, welcher andere konnte es sein, als daß eine Anklage wider ihn erhoben worden war, wenn nicht durch Barbara, doch durch diejenige Person, welcher sie ihr Herz ausgeschüttet hatte? Soweit war er grübelnd gekommen, sehr weit von aller natürlichen Auffassung, wie gewöhnlich, und als er auf seine fast gereizte Frage von der Mutter die Antwort erhielt: „Weißt Du es nicht? Die Bärbel hat der kranken Pfarrerin Essen hingetragen und wird heute wieder bei ihr bleiben, wie neulich auch schon" — konnte er darin nur eine Absichtlichkeit erkennen, obwohl er sich erinnern mußte, daß bereits gestern davon die Rede gewesen sei. Er beobachtete nun, während die ältern Herren sich unterhielten, und auch die Mutter, wenn irgend ein Gegenstand des Gespräches das Interesse ihres lebhaften Geistes in Anspruch nahm, Fragen oder Bemerkungen that, die Gesichter, ob er seine Vermuthungen darin bestätigt finden könne, und bei der vorgefaßten Meinung gelang ihm das bald. Niemand schien ihn zu beachten; es war als ob er

gar nicht mit an der Tafel säße, als ob selbst der Großvater absichtlich vermeide, ihm einen Blick seines großen, hellen Auges zu schenken. Daß er bei diesem unruhigen Forschen seinerseits von der neben ihm sitzenden Schwester scharf beobachtet wurde, bemerkte er gar nicht. Da faßte er einen großen, trotzigen Entschluß. Durch ein einziges Wort konnte er ja die Anklage, daß er heimlich, gegen den Wunsch und die Ansichten seiner Eltern, die er wohl kannte, Bärbchen's Herz zu gewinnen versucht, und heute geradezu um sie geworben habe, niederschmettern — welches Licht er aber dadurch auf sein heutiges Benehmen warf, das fiel ihm wieder gar nicht ein! Und so erhob er denn, als eine zufällige Pause ihm die willkommene Gelegenheit bot, seine Stimme, die anfangs bebte, bald aber einen festen, zuletzt gar einen emphatischen Klang gewann.

„Wir sind nun eben alle zusammen," sprach er, „die Leute haben uns allein gelassen und ich kann meine Pflicht thun. Euch, Herr Vater und meiner Frau Mutter danke ich wie ein treuer Sohn, daß Ihr meinem Wunsche nicht hinderlich gewesen seid, sondern ihn durch Eure Einwilligung erfüllt habt — ich bitte Euch ferner um Euren Segen. Ihr, mein theurer und verehrter Großvater, seid mir durch

Eure Großmuth behilflich gewesen, daß alles ins Werk gesetzt werden kann, ich danke von ganzem Herzen dafür, wie auch dem Herrn von Haugwitz, daß er mit seinem Rathe mir beistehen will. Es wäre aber wohl ein thörichtes Beginnen, ohne vorbedachten Zweck in die Fremde zu gehen, nur Abenteuer suchend, wie man in alten Sagen liest."

„Gewiß wäre das Thorheit," unterbrach ihn der Großvater, welchem die lange Rede des jungen Menschen nicht recht ziemlich erschien. „Das soll für Dich wohl überlegt werden. Ich habe schon meine Gedanken für Dich."

„Auch ich habe Euch meine Meinung nicht vorenthalten," sagte Haugwitz. „Mir ist noch eingefallen, daß ich eine gute Empfehlung mitgeben kann an den Herrn Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern, des Kaisers Rath, welcher ihm ganz besonders bei der Aufrichtung des neuen Fußvolkes die wichtigsten Dienste geleistet hat."

„Vielleicht, wenn Ihr Herren es erlaubt," nahm die Mutter das Wort, „möchte wohl das nächste und einfachste sein, Bernhard ginge zuerst an den Hof nach Prag. Der gute König Wladislaw kennt meine Familie genau, sein vertrautester Freund, noch ehe er die Krone von Böhmen trug, war mein Vetter

Kasimierz Tarnowski, er hat auch mich in frühern Jahren gekannt, als ich zu Krakow eine Zeitlang bei meiner Tante Zalewska wohnte, gewiß wird er meinen Sohn freundlich aufnehmen und in Ungarn, wohin der König sich bald wieder begibt, kann er sich die goldenen Sporen verdienen, welche ja doch das Ziel seiner Sehnsucht sind."

„Wollt Ihr mir erlauben, meine eigene Absicht auszusprechen?" fragte Bernhard ehrerbietig.

„Dich geht es freilich am nächsten an" — erwiederte der Vater. „Also rede."

„Ich kann wenig Glück, noch weniger Ruhm darin finden, wenn ich an dem Hofe eines Fürsten, ja selbst im Kriegsheere eines Fürsten für eine fremde Sache dienen sollte. Mein Wunsch ist, mich auf immer zu einem Streiter des Glaubens zu weihen. Von den drei Ritterorden der Kreuzzüge sind zwei noch übrig, einer ist diesem heiligen Berufe fremdgeworden, und hat sich einem weltlichen Herrn, dem Könige von Polen, zu Lehn geben müssen, auch ist seine Sendung erfüllt, seit die Lithauer zum Christenthume bekehrt sind, aber der andere hält noch das Kreuz hoch im Morgenlande, das ist der Orden Sanct Johannis von Jerusalem, und ich kenne nichts

höheres, als mich in seinen Bund aufnehmen zu lassen."

Er sprach es mit begeisterter Stimme aus und blickte strahlenden Auges umher; der Eindruck aber, welchen diese überraschende Erklärung machte, war ein sehr verschiedener. Beifall konnte er in keinem Antlitze lesen, der Großvater sah ihn ernst und forschend an, der Vater mit starrem Erstaunen — in den Zügen der Mutter malte sich schmerzliche Bestürzung, ihr Auge blitzte durch Thränen, Christine wußte das ihrige dem Blicke des Bruders zu entziehen, sonst hätte er vielleicht darin gefunden, was ihm das räthselhafte, bitter verächtliche Zucken um ihren Mund erklären konnte. Nur Haugwitz hatte im ersten Moment ein Wort der Entgegnung.

„Johanniter wollt Ihr werden?!" rief er. „Was fällt Euch ein? Vor Alters, ja, da wäre vielleicht in einem solchen Orden etwas zu holen gewesen, aber heutzutage ist es eine Tollheit, nehmt mir's nicht übel! Die Templer sind verfolgt und verbrannt worden, die deutschen Herren, wie Ihr selbst gesagt, haben sich den Polen unterworfen, und mit den Rhodisern oder Johannitern werden die Türken bald ein Ende machen. Wer zu Schiff gehen will, sucht sich doch nicht ein wurmstichiges Fahrzeug aus. Einen

Kreuzzug bringt kein Papst mehr zu Stande und wenn Peter, der Einsiedler, noch einmal vom Himmel käme, das Kreuz zu predigen. Ich wollte mich erbieten, das rothe Tuch dazu umsonst zu liefern, nicht zehn Ellen würde ich zerschneiden. Nein, Junker Bernhard, das ist eine Luftblase, die Euch im Gehirne aufgequirlt ist, laßt sie zerplatzen. Wollt Ihr durchaus den armen Türken zu Leibe, so geht mit König Bene, wie sie unsern guten Herrn nennen, nach Ungarn, da könnt Ihr Euch nach Herzenslust mit ihnen herumsäbeln. Wenn Ihr aber klug seid, so folgt Ihr meinem Rathe und zieht nach dem goldenen Lande Italien: da findet Ihr alles, was ein junger Gesell sich nur wünschen kann."

„Beantworte mir eine Frage," begann der Großvater sehr ernst, und die Mutter, welche schon lebhaft das Wort nehmen wollte, verstummte augenblicklich. „Was hat Dich auf diesen Gedanken gebracht?"

„Ist denn wirklich die Ritterschaft unserer Zeit so erbärmlich in Euren Augen geworden," erwiederte Bernhard, „daß es Euch Wunder nimmt, Einen vom heutigen Adel wieder vom alten Geiste durchdrungen zu sehen? Was mich auf diesen Gedanken gebracht hat, das ist die Scham über den ruhm-

losen Verfall, in welchen ich uns mehr und mehr gerathen sehe, der innere Drang, etwas großes im kurzen Leben zu leisten, mich auszuzeichnen unter dem gemeinen Haufen, und Nachruhm zu erringen, der über meine Spanne Dasein hinaus lebt. Im Fürstendienste kann ich das nicht erringen, was ich suche: dort aber, wo Stufe auf Stufe jedem Ritter, der das weiße Kreuz trägt, erreichbar ist, dort kann ich, so Gott mir Seinen Segen zum Werke gibt, meinen Namen den edelsten Helden der Christenheit zugesellen! Das ist mein Gedanke, mein Ziel!"

Der Mutter Thränen waren versiegt, in ihren dunklen Augen leuchtete der Strahl eines stolzen Gefühls, aber sie sprach mit bewegter Stimme: „Hast Du auch alles bedacht, mein Sohn? Hast Du dem reinsten Erdenglücke, dem Du mit dem Ordensgelübde entsagen mußt, der Trennung von den Deinigen, auf Niewiedersehen vielleicht, keinen Raum in Deiner Erwägung vergönnt?"

„Meine Mutter, ich habe das alles erwogen," versetzte Bernhard sanft. „Jede Trennung, selbst die kürzeste, kann auf Niewiederkehr sein, ich aber hoffe, wenn auch mit dem Ordenskreuze geschmückt, noch oft in Zeiten der Waffenruhe in mein Vaterhaus einzukehren, um mich durch das Wiedersehen meiner

Lieben zum neuen Kampfe zu stärken. Und was jenes Erdenglück betrifft, das Ihr meint, so kann es mich dem Berufe, den ich in meiner Seele als den wahren für mich erkannt, nicht abwendigmachen. Denn wisset, ich habe das Gelübde, wenn auch nicht öffentlich und bindend, dennoch in meinem Herzen schon abgelegt."

„So?!" sprach jetzt endlich der Vater. „Aus all' dem dummen Zeuge versteh' ich nur, daß Du Johanniter-Ritter werden willst, wo Du nicht heirathen darfst. Ich bin überrumpelt worden — ja, Großvater, ich kann nicht helfen! Ueberrumpelt bin ich worden, aber ein schlesischer Edelmann hält sein Wort. Wenn Du einmal fortgehst und mir die ganze Wirthschaft auf dem Halse lässest, magst Du auch Johanniter werden, da bist Du wohlversorgt, wie ich weiß, denn Armuth haben die Ordensherren nicht beschworen. Läßnitz kriegst Du dann aber nicht. Hier soll ein Linden hausen mit Weib und Kind, wie es gewesen ist, solange der Baum draußen gepflanzt worden, und das mögen ein Paar hundert Jahre her sein. Wär's nicht Mannlehn, sollt' es das Mädchen da haben, wenn sie etwa noch einen Vetter heirathete —" Christine machte eine unwillige Bewegung, als sich auch der Blick des fremden Gastes

auf sie richtete. — „Ein Linden müßte es freilich sein,“ fuhr der Vater fort, der sich nicht stören ließ, „denn aus der Familie darf Läßnitz nicht gehen. Du weißt, wie es steht: das Gut bekommst Du nicht, ich sage Dir's hiermit, Du wirst es aber auch nicht brauchen.“

„Dem Herrn Vater steht es zu, darüber zu bestimmen,“ erwiederte Bernhard lebhaft, „ich habe kein Recht darauf und würde auch keinen Anspruch erheben. Obdach und freundliche Aufnahme werde ich ja doch immer auf Läßnitz finden, solange es eins von meinen Geschwistern besitzt.“

Der Großvater hob seinen Becher, der wie immer mit Landwein gefüllt war: andern trank er nicht mehr, selbst wenn einem Gaste, wie heute, zu Ehren feuriger Ungar aufgesetzt wurde. „Laßt uns denn auf einen glücklichen Aus- und Eingang anstoßen! Nun es einmal so weit ist und der Bernhard einen Entschluß gefaßt hat, wollen wir nicht lange mehr zögern.“ Er trank Bernhard zu, und alle, nur Christine nicht, die niemals vom Wein auch nur nippte, thaten dem Spruche Bescheid. Dann wurde die Tafel aufgehoben.

„Du hast kein Wort gesagt —“ wandte sich Bernhard leise zur Schwester, nachdem das Dank-

gebet gesprochen war und die Geschwister beim Auseinandergehen den Eltern den Vortritt ließen.

Christine richtete jetzt auf ihn die volle Kraft ihres schwarzen Auges, was sie nur sehr selten gegen irgend einen Menschen that. In diesem Blicke lag innige Liebe und doch zugleich ein strenger Vorwurf. — „Du hast nicht lauter gehandelt, Bernhard," sagte sie ebenso leise als er, aber der kaum vernehmbare Laut traf ihn wie ein erschreckender Zuruf.

„Was meinst Du, Christine?" fragte er stockend.

„Du weißt es — was fragst Du mich?" entgegnete sie. „Gut zu machen ist das nimmer. So laß mich schweigen."

Wohl wußte er, was sie meinte und er fürchtete selbst nur zu sehr, daß sie recht habe und es nimmer gut zu machen sei, das Blut schwoll ihm heiß zum Herzen, er wollte der Schwester jetzt alles sagen, aber der Moment war vorüber. Sie stand ihm nicht weiter Rede und die Mutter, welche sich von den Männern getrennt hatte, rief ihn zu sich. Christine ging mit gesenkten Augen an beiden vorüber.

„Komm mit mir, mein Bernhard," sagte Frau Wanda liebevoll zu ihrem Sohne; „die Herren be-

sprechen jetzt alles, was für Dich zu thun und zu besorgen ist. Wir wollen uns in den Garten setzen, wo uns niemand stört. Ich habe soviel mit Dir zu reden — jetzt, wo es bald nicht mehr möglich sein wird, ist mir, als ob ich dazu viel kostbare Momente versäumt hätte. Aber Du bist auch gegen Deine Mutter verschlossen gewesen."

Er küßte mit stummer Abbitte ihre Hand; sie gingen eine Weile schweigend neben einander.

„Sage mir, Bernhard," begann die Mutter, als sie im Garten den Ruheplatz erreicht hatten, wo der ganze umhegte Raum mit seinen geradlinigen Beeten und der breiten Allee von Obstbäumen, welche die Mitte durchschnitt, zu übersehen war; „sage mir, hat dieser Wunsch wirklich schon so lange in Dir gelebt?"

„So lange, meine Mutter, daß ich seines ersten Ursprungs mich gar nicht mehr erinnern kann. Er verliert sich in meine Knabenzeit. Ich habe ein Unrecht begangen, daß ich ihn Euch nicht vor allen entdeckt habe — verzeiht mir! Aber es war mir immer, wenn ich davon sprechen wollte, als wehre mir's eine innere Stimme, ich kann es Euch nicht schildern, mir kam ein Gefühl heißer Scham, als

könnte ich einen Frevel begehen, wie an einem Heiligthume."

„Sei still, ich zürne Dir nicht. Wohl kann ich begreifen, daß der ritterliche Sinn Deiner Ahnen — auch von meiner Seite, Bernhard! — in Dir so lebendig wirkt, daß Du Dich hinaussehnst auf den Pfad der Ehre. Aber Eins sollst Du mir sagen, mein Sohn, wahr und aufrichtig: hat Dich ein besonderer Anlaß gerade jetzt bestimmt, mit Deinem Wunsche endlich hervorzutreten? Sieh mir ins Auge, Bernhard!"

„Ja, Mutter!" erwiederte er und bei dem Blick in ihr Auge wechselte wiederum seine Farbe. „Ich kam zum Bewußtsein, daß ich auf einem Irrwege befangen sei, der mich weitab führte von dem Pfade, den Du mit Recht den Pfad der Ehren genannt hast. Mag dieser Weg auch zu schönen Gefilden führen," setzte er mit einer tiefen Innigkeit hinzu, „für mich sind die Rosen, welche dort blühen, nicht bestimmt! Keine Rose!"

„Und warum nicht, Bernhard?" fragte die Mutter sanft. „Warum willst Du, wenn eine Rose Dir nicht blühen darf, allen Rosen entsagen? Ich hatte andere Hoffnungen auf Dich gesetzt, mein Sohn. Mit Stolz und Freude würde ich Dich hinausziehen

sehen, um Dir den Kranz der Ehren zu gewinnen, wenn Du nicht düstere Cypressen hineingeschlungen hättest — läugne mir's nicht, dieser Entschluß, das Ordenskreuz der Johanniter zu nehmen und dadurch auf ewig dem Glück an der Seite einer liebenden Frau zu entsagen, die Du gefunden hättest, mein Sohn, wenn Dein Herz von den frischen Wellen des Lebens erst wieder gesundet und erstarkt wäre, dieser Entschluß ist nicht mit dem Wunsche nach Thaten in Dir entstanden, sondern erst heute."

„Nein, das glaubt mir! Nicht heute erst, sondern längst schon!" rief Bernhard. „Daß er in mir verdunkelt wurde, daß ich anfing, zweifelhaft zu werden, ob es sich nicht vereinigen lasse, dem höchsten Lorbeer nachzustreben und zugleich — doch, liebe Mutter, es genügt wohl, wenn ich Euch sage, daß ich schon seit zwei Jahren mich selbst dem Orden geweiht habe. Es ist also kein Entschluß von gestern und heute."

Die Mutter ließ den Gegenstand fallen und ging auf einen andern über, der eine gewisse Beziehung zu diesem hatte. Sie fragte ihn, ob er sich schon einen bestimmten Plan entworfen, wie er zur Ausführung seines Vorsatzes gelangen wolle, besonders, welchen Weg er einzuschlagen gedenke und als er, wie sie auch erwartet, Venedig nannte, warf

sie hin, daß er in Italien, wo jetzt nach Haugwitz's Erzählungen eine unabsehbare Kette von Fehden entbrannt sei, vielleicht Gelegenheit finden werde, sich noch vor seinem Eintritte in den Orden Ruhm zu erwerben, was für seine Aufnahme gewiß von großem Vortheil sein müsse, denn, wie sie gehört, sei diese nicht so leicht als er sich wohl denke. Es war ein Funke in Bernhard's leicht entzündliche Seele, der seinen Zweck nicht verfehlte. Er hatte eigentlich noch nicht daran gedacht, daß er in dieser Hinsicht auf Schwierigkeiten stoßen könne, ihm war es gar nicht fraglich erschienen, in den Orden aufgenommen zu werden; jetzt flammte ein Blitz der Erkenntniß in ihm auf und beleuchtete die Klippen, an denen er scheitern konnte. Wie hatte er glauben mögen, daß für Jeden, der es nur wünsche, ohne persönliche Geltung oder Bürgschaft der Orden zugänglich sei? Er schämte sich, der Mutter seine gedankenlose Zuversicht zu gestehen und ging gleich auf ihre Andeutung ein.

„Mir hat freilich der Herr von Haugwitz von den Kämpfen in Italien, an welchen die Blüthe der Ritterschaft aller Länder Theil nimmt, soviel erzählt, daß ich keine bessere Gelegenheit finden könnte, mir die nöthige Empfehlung für den Großmeister zu

Rhodus zu gewinnen. Doch ist es wohl rathsam, darüber erst nach Bewandtniß der Umstände sich zu entscheiden. Ich denke, in Venedig werde ich davon hören."

„Wenn Du aber dort länger verweilst, Bernhard, so wirst Du vielleicht noch eine andere Gelegenheit finden, Deiner Ehre genugzuthun. Erräthst Du nicht, was ich meine?"

Bernhard war zu sehr von dem einen Gedanken erfüllt, als daß er einen andern hätte errathen können. Sie mußte daher offener sprechen. „Ist denn die Ehre immer nur das Kleinod des Kriegers? Gibt es nicht auch eine persönliche Ehre, eine Namensehre, ja —" setzte sie mit heißern Athemzügen hinzu — „eine Frauenehre? Diese zu wahren, ist zwar der Frau möglich, aber wenn sie angegriffen wird, sich zu helfen, vermag sie nicht, wenn sie nicht die Schranken ihres Geschlechtes überschreiten oder gar sündlichem Verbrechen anheimfallen will, wovor uns Gott gnädig bewahren möge! Daher muß es einem ritterlichen treuen Freunde überlassen bleiben und welchen treuern Freund könnte ein weibliches Wesen haben als ihren Bruder?"

Diese rasche Wendung auf das Ziel machte

Bernhard betroffen — „Ihr meint Christine?“ fragte er.

„Du weißt,“ fuhr die Mutter fort, „daß sie den Mann, welchem sie ihr Glück anvertrauen wollte, später seines Wortes entbunden und das ihrige zurückgezogen hat. Du warst nicht zugegen in dieser Zeit, Du warst mit dem Vater auf den andern Gütern, aber Du weißt den Grund, welcher Deine Schwester zu diesem schmerzlichen Entschlusse bewogen und ihr Leben auf immer getrübt hat.“

„Er war ihrer unwürdig, ich weiß es — er hat ihr heiligstes Vertrauen betrogen,“ sagte Bernhard.

„Ihr heiligstes!“ wiederholte Frau Wanda mit aufgeregter Betonung. „Du sprichst wahr! — Hat Dir Christine alles gesagt? Vielleicht in letzter Zeit?“

„Nur das! Ich habe noch mehr gefragt, wie es natürlich war, als ich bei Eurer Heimkehr von Prag das Verlöbniß aufgelöst fand und ihren tiefen Kummer sah, den sie vergebens vor uns zu verbergen suchte, ich habe sie innig gebeten, mir zu sagen, wie alles gekommen und was eigentlich geschehen sei — aber sie hat mir niemals ihr Vertrauen geschenkt. Ihr weißt es, Mutter, auch Euch hab' ich umsonst gebeten.“

„Mag es so bleiben, Bernhard," versetzte sie. „Aber Eins will ich Dir doch sagen, denn eben jetzt oder nie kann wenigstens die Ehre Deiner Schwester, die auf eine grausame Weise, wenn auch nicht öffentlich, angegriffen worden ist, gerechtfertigt werden. Wisse, mein Sohn, daß er ihr, nachdem sie aus guter Ursache mit ihm gebrochen hatte, gleichviel ob ihr eigenes Herz darüber mit brach, daß er ihr eine schwere Beschuldigung, die ihren makellosen Leumund traf, in das Antlitz gesagt —"

„Schlabrendorff?" rief Bernhard zornig auffahrend, und alle seine Züge geriethen in Gährung. „Ja, Mutter, das betrifft auch meine Ehre, die Ehre unseres ganzen Hauses! Ich werde ihn aufsuchen, er soll mir Rede mit dem Schwert, der verläumderische Bube!"

„Halt ein, mein Sohn," unterbrach ihn Frau Wanda. „So war es nicht gemeint! Aufsuchen sollst Du ihn, und ich bitte Dich ausdrücklich darum, seine Spur, die uns ganz verloren war, zu verfolgen, aber das Schwert soll nicht richten zwischen ihm und mir — uns!" verbesserte sie lebhaft. „Das Schwert ist ein parteiischer Richter, meist dem Stärkern, nicht immer dem Rechte geneigt, und sein letzter Spruch wird niemand überzeugen. Was hilft es mir, wenn

Du auch über die Riesenstärke Deines Gegners und seine Waffenkunst siegest, wenn Du ihn niederwirfst und die Erde sein Blut trinkt, wird er sich dadurch die Ueberzeugung nehmen lassen, daß er die Wahrheit gesprochen? Diese Ueberzeugung hat er und wenn er selbst durch Deine Klinge fällt, wird er sterben im guten Glauben daran. Das aber will ich nicht! Ich will, daß er die Wahrheit erfahre, daß er sie erkenne und glaube! Dazu sollst Du mir verhelfen, mein Sohn. Du mußt mir Dein Wort geben, nicht einen Kampf der Rache mit ihm zu suchen, sondern ihm die Ueberzeugung zu geben, daß er sich geirrt und darum Deiner armen Schwester das tiefste Unrecht gethan hat, daß sie aber die vollkommenste Ursache gehabt, sich von ihm loszusagen."

„Und wie soll ich das, Mutter, wenn Ihr mir die Gründe nicht sagt? Ihr bannt mein Schwert in die Scheide und verweigert mir die andern Waffen, durch welche allein der Sieg der Wahrheit zu erringen ist."

„Wie kannst Du das glauben?" rief die Mutter. — „Nur," setzte sie zögernd hinzu, „nicht diesen Augenblick, nicht hier! Alles ist mir zu überraschend gekommen, zuviel ist wieder geweckt worden — —

seit Haugwitz das Wort gesprochen, das wie ein böser Zauber die längstbegrabene Vergangenheit aus der Gruft heraufbeschworen hat. Dein Scheiden sodann — und jetzt dieser Plan für Deine Zukunft, an den sich mein Herz noch nicht gewöhnen kann — zuviel, zuviel auf einmal! O könnt' ich Dich glücklich sehen, mein Sohn, Dir so recht ein inniges Lebensglück bereiten, das höchste Opfer wollt' ich bringen! Daß Ihr, meine beiden Kinder, so das süßeste Glück der Erde — ich denke es mir als dieß! — entbehren sollt!" Sie senkte das Haupt, und ihre Stimme hatte, während sie diese Worte sprach, einen so weichen, schmerzlichen Klang, daß der Sohn sich tief davon ergriffen fühlte. Er nahm ihre Hand, küßte sie zärtlich, und zu bewegt zu lauten Worten flüsterte er ihr die Betheurung zu, daß ihre Liebe sein höchstes Glück sei und er das andere ja aus freier Wahl aufgegeben habe. In seiner Seele bebte aber noch ein anderes Gefühl, das durch die letzten, halb unbewußt gesprochenen Worte der Mutter beunruhigend angeregt war. Welch' ein Sinn leuchtete, wie ein unheimlicher Dämmerschein, aus denselben hervor! Sie dachte sich das süßeste Glück der Erde, sie hatte es also nicht gefunden in dem Bande der Ehe, das sie für ihre beiden Kinder als

verloren beklagte! Was bisher zuweilen wie eine ahnungsvolle Frage durch den still beobachtenden Geist des Jünglings gezittert, ob zwei so ganz verschiedene Naturen, wie seine Eltern, dennoch in ihrer Verbindung glücklich und liebevoll vertraut ihr vollkommenes Glück finden könnten, eine Frage, die ihm der tägliche Augenschein zur wahren Zufriedenheit gelöst hatte, schien jetzt auf einmal eine ganz andere Bedeutung zu gewinnen. Ihn faßte ein glühendes Verlangen, in diesem, vielleicht nie wiederkehrenden Momente das Dämmerlicht seiner Zweifel zur vollen Klarheit aufzuhellen, und wie er sich oft genug hinreißen ließ, brach er auch jetzt mit einer Frage vor, welche ihm auch den schwachen Schein, den er gewonnen hatte, wieder rauben mußte. „Ihr seid nicht glücklich, meine Mutter?“

Groß und strafend sah ihn mit einem raschen Aufblick die Mutter an, daß er vor dem Strahl ihres Auges, in welchem ein heiliger Unwille zu flammen schien, erbebte. — „Mein Glück kann nur getrübt werden durch die Sorge um meine Kinder,“ sprach sie und ihre Stimme klang trotz jener Zeichen so rein und ruhig, als habe sie gar keine Ahnung, was Bernhard gemeint, als liege ihr selbst die Möglichkeit seiner Annahme ganz fern. — „Als

Christine sich grämte, konnte ich mich nicht glücklich fühlen und soll ich es jetzt sein, wo Du Dich von uns trennen willst?" Er küßte ihr von neuem und beschämt die Hand. Sie streichelte ihm die glühende Wange mit stummer Liebkosung und beide saßen eine Weile schweigend neben einander.

Dann sprach die Mutter: „Höre mir jetzt still zu, und merke Dir wohl, was ich Dir sagen werde. Haugwitz kann Dir gewiß nähern Bescheid geben, wo Du in Italien, wenn er dort noch weilt, den Mann finden kannst, der besser die Schwelle unseres Hauses nie gesehen hätte. Ist es ihm möglich gewesen — diese Stunde zu verwünschen" — hier bebte die Stimme der Sprecherin und sie mußte einen Moment innehalten — „auch wir haben keine Ursache — sie zu segnen! — — Wenn Du ihn nun gefunden hast," fuhr sie gefaßt fort, „dann nenne Deinen Namen und sage ihm herzhaft, Du seiest der Sohn Wanda's von Linden; wundere Dich nicht, wenn es ihn vielleicht bestürzt macht, sondern gib ihm diesen Ring hier," — sie zog ihn vom Finger, — „und sage ihm: Den Ring schickt Euch Frau Wanda, meine Mutter, und schwört Euch, so wahr sie vor dem allerbarmenden Gott einst Gnade zu finden hoffe, daß nie eine andere Hand, wessen sie

auch habe sein können, als die ihrige diesen Reif getragen, daß sie ihn niemals, selbst nicht zur Zeit des Schlummers bei Nacht, abgelegt habe. Was er also je darüber gedacht, das sei nicht wahr gewesen — und was er nun, da er die Wahrheit erfahren, darüber denken möge, das könne ich ihm nicht wehren. Rechenschaft sei ich nur Gott und meinem Gatten schuldig und beiden habe ich sie getreulich abgelegt und hoffe auch in Ehren vor ihnen bestanden zu haben. Das sage ihm alles, mein Sohn, wenn Du es behalten kannst und sieh dann zu, was er dazu sagen wird. Will er Dir die ganze Wahrheit erzählen, mag er's thun auf Gefahr seiner eigenen Ehre — denn für ehrlos halte ich den Mann, der selbst unlautern Sinnes das Vertrauen eines arglosen Herzens mißbraucht, wie er gethan hat!" Sie war wieder in mächtige Bewegung gerathen und stand nun schnell auf. — „Leb' wohl, mein Bernhard, mein geliebtes Kind! Es kann sein, daß wir uns nicht mehr allein sprechen, ehe Du scheidest, so nimm meinen Segen auf den Weg."

Bernhard senkte sich tieferschüttert auf seine Kniee, sie legte die Hand segnend auf sein dunkles Haar.

„Bleibe fromm und gut, bete alle Tage, so wird

Gott immerdar mit Dir sein! — Doch bitte ich noch um ein Versprechen, ehe ich Dich scheiden sehe. Steh' auf, mein Sohn. Nein, nein, ich will keine Zusage, ehe Du weißt, was ich sagen will, Du sollst Dich nicht binden. Ich wünsche, daß Du noch einmal, bevor Du den entscheidenden Schritt thust, welcher Dich unauflöslich dem Orden weiht, an mich Botschaft sendest und dann abwartest, bis ich Dir antworte. Glaube nicht, daß ich Dir ein Hinderniß damit bereiten will, ich werde Dich nicht von neuem abmahnen und beunruhigen — nur wissen will ich es, wann der ernste Augenblick kommen wird, damit ich ihn, weit von Dir entfernt, mit Gebet für Dich feiern kann. Sollte Deine Botschaft mich nicht mehr finden, dann wird Christine statt meiner Dir Antwort geben. — Und nun komm, laß uns die andern aufsuchen, sie werden uns längst schon vermißt haben."

Sechstes Kapitel.

Trennung.

Das Gefühl begangenen Unrechtes ließ Bernhard nicht zur Ruhe kommen: ihm bangte vor dem ersten

Wiedersehen und sonst hatte ihm Bärbchen's Erscheinen jedesmal die Brust mit lichter Freude erfüllt. Als er sie gegen Abend mit dem Großvater, der sie aus dem Pfarrhause abgeholt hatte, zurückkommen sah, wich er ihr aus, machte sich noch Geschäfte, wo er sie fand und stellte sich erst wieder ein, nachdem die Familie bereits unter der Linde saß. Aber auf den ersten Blick, sobald er der Gruppe von weitem ansichtig wurde, bemerkte er, daß Bärbchen nicht dort war und daß auch Christine fehlte: der Großvater stand auf und kam ihm langsam entgegen. Wie einem Verbrecher schlug dem Jünglinge das Herz und er hatte seinen guten Grund dazu, denn er sah das Auge des alten Herrn mit einer nie geahnten Strenge auf sich gerichtet.

„Hast ein schlechtes Gewissen, Bursch!" redete er ihn an. „Sei still, vertheidige Dich nicht, es hilft Dir nichts! Mir konnte die Bärbel nicht verbergen, was geschehen war und ich mußte dem armen Kinde gleich reinen Wein schenken. Du bist ein Bube!"

„Großvater! rief Bernhard außer sich vor dieser Beschimpfung, die ihn wie ein Blitz traf.

„Schweig! Hast im Sinne, ein Ordensherr zu werden und erfrechst Dich, meiner Bärbel von Liebe vorzuschwatzen: was willst Du damit? Sie unglücklich

machen, sie wohl gar verderben? — Rede mir nichts: Du kannst keine Entschuldigung haben! Aber sagen wollt' ich Dir's, daß ich Deine Schlechtigkeit kenne und nun hüte Dich, sie nicht weiter zu verfolgen. Ich habe niemand etwas gesagt, die Bärbel ist krank, weiter wissen sie nichts, sehen mag sie Dich nicht mehr und die Christel sitzt bei ihr, bei der sich ihre Geschichte wiederholt. Such' Dir den Spießgesellen nur in der Fremde auf, Ihr seid ein Paar gute Kumpane. Was ich übrigens gesagt und versprochen hab', das nehme ich nicht zurück, es ist Zeit, daß Du aus dem Hause kommst!"

„Ja, Großvater!" erwiederte Bernhard, durch die unerbittliche Rede des Greises, die ihn empfindlich in jedem Nerven seines Gefühls verletzte, endlich zum Trotze gereizt. „Es ist hohe Zeit, daß ich gehe, um dieser unwürdigen Behandlung zu entrinnen. Legt Ihr mir schändliche Absichten unter, ich kann es nicht ändern und bin zu stolz, mich darauf zu vertheidigen." Er wandte sich von ihm und ging mit festen Schritten nach der Linde, von welcher dieß Gespräch doch weit genug stattgefunden hatte, um nicht verstanden zu werden. Der alte Herr folgte ihm nicht, sondern ging weiter. Es war so ganz gegen seine Gewohnheit, sich des Abends, wenn die Familie

unter der Linde saß, von ihr zu trennen, daß der Sohn, der ihm nachsah, den ankommenden Bernhard fragte: was dem Großvater fehle?

„Ei, seht Ihr das nicht?" nahm Haugwitz zur großen Erleichterung des Befragten das Wort. „Seht Ihr nicht, daß ihm schon den ganzen Abend sein Blondchen fehlt? Er hat keine Ruhe, er geberdet sich wie ein junger verliebter Mensch! Hab' ich recht, Frau Gevatterin? Meine Pathe Erdmuthe ist nun auch für uns verloren — es wird aber nicht gefährlich sein, die Kleine hat sich bei der Krankenpflege ein Bißchen geschadet, über Nacht gibt es sich, und morgen haben wir wieder den blauen Himmel ihrer Augen."

Bernhard hatte, während der Gast sprach, schweigend Platz genommen und kämpfte nur, den Ausdruck seiner Züge zu beherrschen, daß sie den prüfenden Blicken seiner Mutter nicht den Aufruhr in seinem Innern verriethen. Von den beiden Männern hatte er nichts zu befürchten. Die Mutter schien aber weniger als sonst, auf ihn zu achten; war auch sie besorgt um Bärbchen, welche sie wie ihr eigenes Kind liebte, oder nahm ein anderes Gefühl ihre Seele ganz in Anspruch? Sie stand bald auf und entfernte sich, welchem Beispiel kurz nachher auch der

Hausherr folgte, gelangweilt von den Erzählungen seines alten Freundes, welcher dieselben ausschließlich an Bernhard richtete, der ihm ein geduldiges Ohr lieh, vielleicht, weil er gar nicht darauf hörte. Als beide aber nun allein gelassen waren, unterbrach ihn Bernhard plötzlich auf eine so hastige Weise, daß er förmlich erschrak. „Herr von Haugwitz, wollt Ihr mir und dem ganzen Hause einen Liebesdienst erweisen?"

„Ihr fahrt ja los wie ein Fanghund, junger Freund. Wie sollt' ich Euch und den werthen Eurigen nicht von Herzen gern einen Gefallen thun? Sagt an, ich werde immer bereit sein."

„Ihr müßt mir heut Nacht forthelfen!" sprach Bernhard mit unstetem Blick.

„Forthelfen? Ihr meint — auf den Weg, auf die Reise?" rief Haugwitz erstaunt. „In der Nacht — heimlich wohl?"

„Heimlich ja — wie ein Dieb! Ich muß heut Nacht fort und zähle auf Euren Beistand, Herr von Haugwitz, den Ihr mir zugesagt habt. Seht, wozu soll das lange Zögern dienen? Die Trennung wird dadurch nur noch schwerer. Wenn das Wort gesprochen ist, muß die That folgen. Die Tage, die zwischen beiden liegen, sind nur eine lange Qual. Ich brauche

nichts als ein Pferd — und Ihr sollt mir das eurige überlassen, stellt den Preis wie Ihr wollt, ich weiß, daß die Meinigen ihn zahlen werden, denn ich selbst bin es freilich jetzt nicht im Stande. Wolltet Ihr mich aber zu Eurem Schuldner nehmen auf mein ehrliches Wort als Edelmann, wär' es mir allerdings am liebsten!"

„Junger Freund, was redet Ihr da für wildes Zeug! Wollt Ihr förmlich bei Nacht und Nebel davonreiten, daß Eure Eltern und der gute Herr Landeshauptmann, der Euch ausstaffiren will, wie es sich für einen jungen Herrn von schlesischem Adel paßt, am Morgen zum Tode erschrecken? Wenn ich Euch auch mein Pferd geben wollte — und mit Freuden würd' ich Euer Gläubiger! — so würdet Ihr dieß heimtückische Thier, das seinen eigenen Kopf hat, nicht reiten können! Ich sag' Euch, ich bin schändlich damit betrogen — ein Stradiot hat es mir verkauft, das sind illyrische Reiter, müßt Ihr wissen, welche die Republik Venedig herübergebracht hat, wahre Christen mögen sie wohl nicht sein, wenigstens an mir hat der Mann, der mir das Pferd verkauft, nicht christlich gehandelt: ich war in Verlegenheit, brauchte ein Pferd, wollte fort, da war ich mit einem ihrer Hauptleute bekannt geworden,

der ließ mir eins vorreiten, ach, das ging so prächtig, jetzt wie ein Lamm so fromm, dann wie ein Falke so schnell, grad' wie ich es wünschte und ich probirte es auch, das Herz im Leibe lachte mir. Der Mensch aber weinte, als er mir das Pferd geben sollte, es sei ihm lieber als Vater und Mutter, sagte mir der sündhafte Gesell, doch das rothe Gold, das ich ihm zeigte, tröstete ihn und so wurden wir Handels einig. D'rauf ritt ich meiner Wege, nun denkt Euch die Bosheit, das Pferd wurde alle Tage eigensinniger, hörte auf keinen Zügel mehr, schlug mir die Sporen ab und that gerade nur soviel Dienste wie es wollte. Es ist gar keine Frage, der Stradiot hat es verhext und ich würde es mir zur Sünde rechnen, Euch ein solches Pferd zu geben, dem Sohne meines besten Freundes, dem Bruder meiner guten Pathe Erdmuthe."

„Gebt es mir nur, ich will es schon reiten!" rief Bernhard ungeduldig. „Sollt' ich mich in Euch getäuscht haben, als ich auf Euren Rath und Beistand rechnete?"

„Aber, mein Junker, was sollen Eure Eltern von mir denken, wenn ich Euch zu heimlicher Flucht verhelfe?"

„Flucht?" wiederholte Bernhard. „Doch Ihr

mögt recht haben, es ist eine Flucht. Meine Eltern, wenn ich erst fort bin, werden Euch loben, daß Ihr ein Ende mit mir gemacht habt, und — auch die andern werden frei aufathmen. Seht, lieber Herr, Ihr habt mich einem Diebe verglichen, — wenn ich nun zur Nacht, wenn alles im Schlafe liegt, in den Stall gegangen wäre, hätte mir Euer Pferd gesattelt, wäre damit unter Euer Fenster geritten, hätte Euch geweckt und Euch zugerufen, daß Ihr den Preis nur stellen solltet, wie hoch es Euch beliebt, ich müsse das Pferd haben und wolltet Ihr nicht, so raubte ich es?"

Ueber diese Idee, abenteuerlich wie nur eine aus Bernhard's Haupte entsprungen war, gerieth Haugwitz in Verwunderung und sagte: „Ihr seid ein verzweifelter Waghals — was soll ich mit Euch anfangen?" Da ließ Bernhard in drängender Weise nicht nach, bis er ihn für sein Vorhaben gewonnen hatte; nachdem Haugwitz aber einmal zugesagt, nahm er sich der Sache auch ernstlich und praktisch an. Er schloß mit ihm zuerst einen förmlichen Handel über das Pferd mit Sattel und Zeug ab, stellte die Summe fest, und den Termin der Zahlung erst, sobald Bernhard sie aus eigenen Mitteln werde leisten können. Dann drang er ihm noch ein baares Darlehn auf, das er

ihm vor Nacht übergeben wollte. „Ihr geht, nehmt mir's nicht übel, auf die Reise, als wär's ein Ritt in den nächsten Kretscham," sagte er, „kommt mir vor wie ein junger Zeisig, der aus dem Neste fliegt und den Sperbern grad' in die Schnäbel. Geld gehört zum Reisen — von mir könnt Ihr's schon nehmen. Ich schenk's Euch ja nicht." Endlich gab er ihm genaue Anweisung, welche Straßen er wählen, wo er in der nächsten Richtung auf sein Ziel Quartier und längere Stationen nehmen sollte und versprach ihm noch viel angesehene Männer, die er im deutschen Reiche und besonders in den großen Städten Italiens kennen gelernt, aufzuschreiben. Seine Belehrungen wurden aber bald durch Christinen unterbrochen, welche zu gewohnter Zeit den Tisch unter der Linde decken ließ und sich wunderte, beide allein zu finden.

„Ja, mein Pathchen," antwortete Haugwitz, „wir sitzen hier wie ein Brautpaar. Haben soeben einen Liebesbund geschlossen!" Er belachte seinen Witz, und da er beim Lachen stets die Augen schloß, bemerkte er nicht, wie Christinen's ernster Blick sich noch mehr verdüsterte. — „Aber sagt, wie geht es unserer lieben kleinen Barbarina? Hat sich bei der kranken Frau zu sehr angegriffen, nicht wahr?"

„Sie wird bald überwunden haben, was sie traf,“ erwiederte Christine, nicht ohne Beziehung.

„Ja, das denk' ich auch, sie ist ja so frisch und gesund an Leib und Seele, da kann so etwas nicht haften. Meint Ihr nicht auch, liebe Erdmuthe?“ Er nannte sie nie anders und die Eltern ließen ihn dabei, aus Gründen, welche Frau Wanda ihrem Gatten vorgestellt hatte. Wenn auch nicht zu fürchten war, daß Christine sich bei ihrer Selbstbeherrschung abermals verrieth, wenn zufällig ihr früherer Verlobter einmal wieder von Haugwitz genannt wurde, so konnte er doch bei ihrem Namen an denjenigen denken, den er von Schlabrendorff vernommen oder vielmehr ausgefunden zu haben glaubte, und eine Erörterung, welche dann von seiner Seite gewiß folgte, war zu vermeiden. Christine selbst ließ es sich gefallen, daß er sie stets bei ihrem zweiten Namen anredete, auf seine letzte Frage wußte sie aber nichts zu erwiedern, als ein kurzes: „Gott gibt Kraft!“

Gleich darauf kamen, einzeln nach einander, die übrigen Mitglieder der Familie hinzu, und wiederum fehlte nur Bärbchen. Niemand sprach, wie Mittag, von ihr: es schnürte Bernhard die Brust zusammen, daß es um seinetwillen geschah. Sie schien ausgestrichen und vergessen: nicht anders konnte es sein, wenn

sie selbst ein Verbrechen begangen hätte, das sie um alle Herzen gebracht. Die Abendmahlzeit wäre leicht die traurigste, einsilbigste geworden, welche die Gegenwärtigen je zusammen genossen hatten, wenn nicht Haugwitz gewesen wäre. Er bemerkte die allgemeine Schweigsamkeit nicht, sie gab ihm vielmehr den erwünschtesten Spielraum, seiner Erzählungswuth freien Lauf zu lassen, und wohl nie sind ihm seine Zuhörer, wenn sie auch nicht sonderlich Theil an dem Inhalte seines Redeschwalls nahmen, doch für diesen selbst dankbarer gewesen. Ein kalter Abendwind, der immer stärker in der uralten Krone der Linde zu brausen begann, gab endlich den willkommenen Anlaß, früher als gewöhnlich auseinander zu gehen. Diesen Moment hatte niemand heißer ersehnt als Bernhard. „Um ein Uhr!" flüsterte er Haugwitz zu. „Ich wecke Euch!" Dann bot er dem Großvater, seinen Eltern und Christinen gute Nacht, und nur die Mutter bemerkte, daß es mit einer besondern, beinahe schmerzlichen Innigkeit geschah. Sie glaubte aber den Grund zu kennen und legte nochmals stumm segnend die Hand auf sein Haupt. So trennten sich alle; die Lichter, hier und da in den Fenstern des Schlosses erscheinend, bekundeten noch eine Weile, daß die Bewohner der ein-

zelnen Gemächer noch wachten, dann erloschen sie allmälig, und ehe der Wächter noch die zehnte Stunde mit seiner Knarre verkündigt hatte, ließ sich, wie gewöhnlich, in dem ganzen Herrenhofe kein Zeichen des Lebens mehr wahrnehmen.

Mitternacht war vorüber. Am Himmel brannten die Sterne in heller Klarheit, aber es waltete kein Frieden in der Natur: noch immer brauste der Wind und riß Blätter und Ruthen aus den Bäumen, ängstliche Laute, vom Wilde vielleicht, das aus dem Walde getreten war, oder vom Nachtgevögel, das aufgescheucht seine Kreise mit unhörbarem Flügelschlage zog, ließen sich auf der Flur außerhalb des Schloßbezirkes vernehmen; auf dem Thurme kreischte fort und fort die Wetterfahne. Dem Wächter, der in seinen Schafpelz gehüllt, endlich zum Vorschein kam, war es nicht zu verdenken, daß er seinen Rundgang bei diesem unheimlichen Walten und Weben der Nacht abkürzte; folgte ihm doch sein Hund selbst mit eingezogenem Schweife, hatte das eine Ohr gespitzt und knurrte zuweilen leise und furchtsam. Da schlug der Mann mit dem rostigen Spieß auf der Schulter sein Kreuz und beeilte sich wieder in seine warme Kammer zu kommen, wo er den Pelz über die Ohren zog und die nächste Stunde zu verschlafen hoffte, was

ihm auch, trotzdem sein Hund mehrmals verdächtig laut wurde, vollkommen gelang.

Wenn er aber auch wach gewesen wäre, als Bernhard das Pferd aus dem dunkeln Stalle in das Dämmerlicht des Hofes zog, um es zu satteln, er würde dem jungen Herrn, der am besten wissen mußte, was er that, kein Hinderniß in den Weg gelegt haben. Mit Bernhard kam noch ein Zweiter zum Vorschein, der hilfreich und geschickt zur Hand war, beim Satteln und Aufzäumen zu helfen und dabei manche leise Warnung hören ließ, sich vor dem bösen Gaule, der ihn schon oft beim Anziehen des Gurtes gebissen hatte, in Acht zu nehmen. Wunderbarer Weise schien das Thier heute ganz fromm. Als es vollständig gerüstet war, gab Bernhard dem Helfer die Hand und dankte ihm herzlich für seine Güte.

„O redet mir doch nicht davon!“ entgegnete dieser. „Nehmt Euch nur alles fein zu Herzen, was ich Euch gesagt habe; hütet Euch vor schlechten jungen Heergesellen und sucht lieber die Alten, die Zuverlässigen. Ich habe Euch alle Namen aufgeschrieben von Hauptleuten und Kriegsobristen, die ich draußen in langen Jahren kennen gelernt — Einem oder dem Andern begegnet Ihr doch, denn die Fehden wird der schöne Garten Italiens nicht los, so-

lange noch seine süßen Trauben und Früchte wachsen, und das Leben dort der Himmel auf Erden ist. Ich stehe Euch nicht dafür, daß Ihr eines Tages mein altes Gesicht plötzlich vor Euch seht, denn wenn ich an Italien denke, dann will's mich gar nicht mehr daheim leiden, und ich habe wirklich am Ende zu früh Feierabend gemacht, um mich zur Ruhe zu setzen. Wollt Ihr mich haben, so geh' ich am liebsten gleich mit."

„Herr von Haugwitz!" rief Bernhard, von dieser Aeußerung betroffen.

„Nun erschreckt nur nicht, ich habe ja nicht einmal ein Pferd," erwiederte Haugwitz lachend. „Reitet denn mit Gott, Eure Botschaft an alle werde ich getreulich ausrichten: sie sollen mir herzliche Vergebung für Euch in meine Hand geloben und ich bringe sie Euch mit, wenn ich nachkomme."

„Schreibt mir vorher!" bat Bernhard, den Gedanken, daß er tröstliche Nachricht von seinen Lieben, und vor allen von der schwer gekränkten Barbara erhalten könne, freudig ergreifend.

„Gut. Wohin, nicht wahr?" sagte Haugwitz. „Ich will Euch nach Venedig schreiben. Dort wohnt in der Merceria ein reicher Goldschmied, der Bruder des Herrn Filippo Diodati in Brescia, er heißt

Andrea, jeder Facchino, jeder Gondolier kennt ihn, dort sollt Ihr einen Brief haben, wenn Ihr etwa zur Herbstzeit nachfragt: bis dahin findet sich schon eine Gelegenheit mit den Spezereiwagen, die über die Berge kommen und Fracht zurücknehmen. Ihr könnt aber auch vorher, wenn Ihr auf der Terra ferma seid, bei Herrn Filippo selbst nachfragen — da bekäme ich gleich Nachricht, wie es ihm geht und ob seine schwarzlockige Fiorina wirklich so wunderschön geworden ist, wie die Leute erzählen. Denn sobald Ihr meinen Brief habt, müßt Ihr flugs Antwort geben, die Kaufherren draußen wissen immer die schnellste Gelegenheit zur Bestellung und wenn es bis England wäre oder gar hinauf bis zu den deutschen Herren in Preußen, von denen Ihr gestern spracht. Nun Gott sei mit Euch!" brach er ab, als er sah, daß Bernhard sich mittlerweile in den Sattel geschwungen hatte und das Pferd ungeduldig in den Zügel knirschte.

„Lebt wohl! Grüßt alle! alle!" sagte Bernhard mit überwallendem Gefühl. Dann ließ er dem schlanken Rosse, das aufgebäumt war, Freiheit zu einem Sprunge vorwärts, bändigte es aber sogleich wieder und ritt langsam, daß sein Hufschlag nicht schallen sollte, durch das Gitter, dessen Schlüssel er

besaß, weil er zuweilen in aller Frühe, ehe noch geöffnet war, auf seinem kleinen Klepper zu dem entfernten Fischerdorfe ritt, das seinem Vater auch gehörte. Haugwitz sollte hinter ihm wieder zuschließen und den Schlüssel am Morgen dem Vater, seinem Freunde, zugleich mit des Sohnes Abschiedsgruß und der Bitte um Verzeihung überbringen. Er stand aber lange und sah mit Verwunderung, wie gehorsam sich heute sein widerspenstiges Roß dem fremden Reiter fügte. Sonst kostete es meist einigen Kampf, ehe es sich von einem Nachtquartier, wo es gute Streu und reichliches Futter genossen, trennte, manchmal kehrte es auch um, stets aber ging es nur diejenige Gangart, die ihm selbst beliebte, rannte wie besessen, wenn sein Herr gemächlichen Schritt reiten wollte, war nicht aus einem Schaukelpaß zu bringen, wenn dieser Eile hatte, und biß auf jeden Spornstoß nach seinen Beinen. Heute dagegen galoppirte es draußen so anständig von dannen, daß den Nachschauenden eine heftige Reue überfiel, den Handel, obenein ohne Geld abgeschlossen zu haben. Zu ändern war das aber nicht mehr. Herr von Haugwitz schloß das Gitter wieder zu und kehrte in sein Gemach zurück, wo er bald wieder die Ruhe suchte und fand. Er schlief so fest ein, daß es bereits heller Tag und

ziemlich spät war, als er erwachte. Der Stand der Sonne erschreckte ihn, da er sich vorgenommen hatte, recht früh aufzustehen, um der Erste zu sein, welcher Bernhard's Abreise berichtete und entschuldigte. Er beeilte sich daher mit seinem Anzuge, hatte ihn aber noch nicht vollendet, als an seine Thüre geklopft wurde. „Schläfst Du noch, Erdmann?" fragte Linden's Stimme.

„Nicht doch — komm nur herein, Heinerle!" erwiederte Haugwitz, beunruhigt durch den Besuch, welcher gewiß durch die schon verbreitete Kunde veranlaßt worden war. Aber sein Freund trat lachenden Angesichtes ein.

„Hat Dich die liebe Sonne endlich aus dem Bette gejagt?" fragte er. „Du weißt wohl noch gar nicht, daß Du bestohlen bist? Einer hat sich bei Nacht über die Mauer geschlichen und Dein Pferd gestohlen; wie er es fortgebracht hat, weiß ich nicht, der Rappe muß fliegen können, denn das Gitterthor ist zugeschlossen. — Nun, nun, Erdmann, sieh mich nicht so verdächtig an, als rappele mir's im Kopfe. Ich will Dich nicht foppen, die Sache ist richtig, aber sie hängt ganz natürlich zusammen. Mein Bernhard hat sich den Spaß gemacht. Der reitet manchmal früh Morgens aus, ehe die Knechte geweckt

werden, dann sattelt er sich den Klepper, der im Gaststalle steht, selber und schließt sich das Thor auf. Heute hat er den Klepper stehen lassen und sich Deinen türkischen Hengst genommen, wird wohl gedacht haben, Du nimmst ihm das nicht übel. Komm aber, meine Frau wartet auf uns."

„Noch einen Augenblick," bat Haugwitz und ergriff seines Freundes Hand. „Wirst Du mir böse sein, wenn ich Dir sage, daß Dein Sohn, um Euch allen und sich auch die Qual eines langen Abschiedes zu ersparen, heute Nacht abgereist ist?" — Linden erschrak über diese unerwartete Nachricht.

„Abgereist? Nackt und blos, wie er ist?" rief er. „Ohne ein Wort zu sagen?"

„Höre mich doch nur ruhig an!" entgegnete Haugwitz. „Du wirst selbst einsehen, daß es so besser ist für alle Theile, und Deine Frau wird damit zufrieden sein und die — andern auch!" — — Er erging sich nun in einer langen Darstellung der Gründe, welche Bernhard's Entschluß rechtfertigten, und gab sich selbst als denjenigen an, der ihn darin bestärkt und unterstützt habe. „Was wir über das Pferd und Zeug und sonst mit einander abgemacht," schloß er, „das ist eine Sache für sich, darüber kann der Herr Landeshauptmann, welcher Deinem Junker die

Ausstattung versprochen hatte, ganz ruhig sein. Es ist alles in Ordnung. — Laß uns nun hinunter gehen. Ich werde es meiner Frau Gevatterin schon vorstellen, daß sie kein böses Gesicht dazu macht. — Sind alle schon zusammen? Ich meine — alle? Wie geht es der Kleinen?"

„Sie ist wieder gesund," erklärte Linden. „Gesehen hab' ich sie noch nicht. Es ist aber doch von dem Bernhard ein arger Streich, heimlich davonzugehen, ohne Abschied, ohne alles. Was wird die Mutter sagen?"

Frau Wanda wurde allerdings von der Kunde, so vorsichtig Haugwitz sie ihr auch beigebracht zu haben glaubte, tödlich erschreckt, jetzt konnte sie sich die schmerzliche Innigkeit erklären, mit welcher Bernhard ihr gestern zum letzten Male gute Nacht geboten hatte! Doch besaß sie einen elastischen Geist, welcher der Gewalt des Momentes wohl zuerst weichen, aber nie bis zur Vernichtung seiner Kraft erliegen konnte. Bald gewann sie die Ueberzeugung, daß es wirklich so für alle Theile besser sei und war stark genug, dem Freunde für den Beistand, den er ihrem Sohne geleistet habe, zu danken. Der Großvater sagte wenig: er saß mit gerunzelter Stirn und blickte so streng, daß sich Haugwitz einer Scheu, die

er sonst nicht leicht vor irgend einem Menschen fühlte, nicht erwehren konnte. Mitten in den Wechselreden zwischen diesem und Wanda erhob er sich und ging hinaus; Christine, welche eine schweigende Zuhörerin gewesen war, folgte ihm, von niemand vermißt, und holte ihn am Fuße der Treppe ein.

„Wollt Ihr die Bärbel suchen, Großvater? Sie ist noch in ihrer Kammer, ich will sie rufen."

„Laß nur, mein Kind," erwiederte er. „Ich muß selbst mit ihr reden."

Er fand sie einsam in ihrer Kammer am Fenster stehend, wo der geflochtene Weidenkäfig mit dem kleinen Vogel hing, den ihr Bernhard gefangen hatte. Beim Eintritt des Großvaters wandte sie ihm ein erröthendes Antlitz entgegen und schien einer Entschuldigung ihres längern Ausbleibens zu bedürfen.

„Der Vogel hat zum ersten Male gesungen, Großvater — so schön!"

Es that dem alten Manne wohl, daß sie gefaßter war, als er sie nach den gestrigen Erlebnissen zu finden gefürchtet hatte, und darum, ohne zu prüfen, ob er sich vielleicht vom flüchtigen Scheine habe täuschen lassen, sagte er ihr mit einem kurzen Eingange, der sie vorbereiten sollte, was geschehen war. Da zeigte sich denn, daß er sich über ihre Fassung

verrechnet hatte: sie wurde bleich, ein unendliches Weh zitterte deutlich erkennbar um ihren lieblichen Mund, ihr Auge trübte sich von aufquellenden Thränen, die sie vergebens zurückzuhalten kämpfte und die nun einzeln in schweren heißen Perlen den schnellgesenkten Augenlidern enttropften. Der Greis nahm seinen Liebling, selbst aller Trostworte für sie baar, an sein Herz und gönnte dem Schmerze sein Recht. Erst nach einer längern Weile konnte er zu ihr sprechen und sie lauschte ihm wie ein hilfloses Kind, gläubig, vertrauensvoll. Noch waren beide vereinigt, als sich leise und schüchtern ein neuer Besuch anmeldete und nach erhaltener Erlaubniß eintrat: Herr von Haugwitz. Die Gruppe, die sich ihm bot, machte auf ihn einen so ergreifenden Eindruck, daß er einen Moment sprachlos auf der Schwelle stehen blieb. Sie hatten nicht ihn, sondern eher Christinen erwartet: die Mutter würde nicht erst angeklopft haben, was Christine stets that, weil sie selbst nicht liebte, in einsamen Stunden unvorbereitet von fremden Augen überrascht zu werden. So war Bärbchen, an des Großvaters Brust gelehnt, sitzen geblieben, und hatte nur den Kopf erhoben, nach der Thüre zu schauen: der wehmüthige Ausdruck ihrer Züge, die wunderbare Aehnlichkeit der beiden, welche doch fast

um zwei Menschenalter getrennt waren, die rührende Liebe zu einander, die sich in ihrer ganzen Haltung aussprach, griffen dem treuherzigen Haugwitz wahrhaft in die Seele und machten ihn, da er wohl wußte, was sie zusammengeführt hatte, um eine Anrede peinlich verlegen. Der Großvater kam ihm aber, während Barbara aufstand, zu Hilfe. — „Ihr bringt noch eine Botschaft, nicht wahr?"

„Die bringe ich, Herr Landeshauptmann, und wenn mir das Fräulein gestattet, sie in Eurem Beisein vorzutragen, so werde ich mich ihrer wörtlich, wie mir bestellt worden, entledigen."

Barbara hatte ihre Farbe wieder gefunden, aber in ihrer tiefen Verwirrung wußte sie nicht, was sie antworten sollte; der schwache Versuch dazu blieb unverständlich.— „Sprecht!" sagte der Großvater. „Mein Kind hat vor mir kein Geheimniß. Hab' ich recht, Bärbel?" Sie bestätigte es lebhaft.

Haugwitz verbeugte sich vor dem jungen Mädchen und sagte: „Verzeihung sollt Ihr gewähren, Glauben schenken, daß keine Falschheit im Herzen gelebt und in Eurem Gebete dessen gedenken, der Euch Lebewohl sagen muß, vielleicht auf ewig!" — Als er diese Worte mit theilnehmender und zugleich bittender Stimme ausgesprochen hatte, brach der Rest von

Bärbchen's Standhaftigkeit, sie war noch zu jung, bisher zu glücklich gewesen, um schon die Kraft zu besitzen, ihr Aeußeres zu hüten und zu beherrschen, daß es nicht die Bewegungen des Herzens verrathe. Noch aber hielt sie sich leidlich und konnte eine Antwort geben, deren Sinn Haugwitz verstand, wenn ihm auch die nur geflüsterten Worte nicht recht deutlich wurden. So nahm denn der Großvater zu rechter Zeit den Arm des Gastes, dessen Eindringen in die Kammer seiner Enkelin ihm überhaupt ebenso rücksichtslos als unschicklich erschien, und ging mit ihm, als wolle er seine Stütze haben, hinweg, wobei er ihm kaum Zeit ließ, noch eine gutgemeinte, aber unbeholfene Entschuldigung an Bärbchen zu richten.

„Ich mußte, Herr Landeshauptmann!" betheuerte Haugwitz draußen, da er wohl an dem Benehmen des alten Herrn, welcher seinen Arm gleich hinter der Thüre losließ, bemerkte, wie er über seine Dreistigkeit dachte. „Junker Bernhard hat mir mein Wort abgenommen, sobald als möglich dem Fräulein seine Bitten zu bestellen und wenn ich sie sonst nicht träfe, sie aufzusuchen. Da ich nun gehört, daß Ihr hinaufgestiegen, so dacht' ich, ohne Ceremonie als ein alter Freund des Hauses—"

„Gewiß!" unterbrach ihn der Großvater. „Es ist nun auch gut so."

„Weiß aber nicht, wie's kommt — in fremden Landen, absonderlich in Italien, geht es mir leichter, Damen Cortesia zu beweisen, hier seh ich selbst, daß ich so steif und unmanierlich bin wie ein Ziegenbock. Sagt, Herr Landeshauptmann, ich habe wohl das arme liebe Kind beleidigt?"— Der Greis beruhigte ihn darüber, wäre aber selbst gern umgekehrt, um zu sehen, ob sie ihrer Betrübniß nicht erliege.

Sie saß in stiller Trauer, hatte die Hände gefaltet und weinte. Gewiß betete sie für Bernhard, wie er von ihr scheidend gewünscht hatte. In ihrem Herzen war kein bitteres Gefühl gegen ihn, sie hatte ihm schon verziehen, noch ehe er sie darum bitten lassen. Begriff sie auch nicht, wie er so hatte handeln können, so war sie in ihrer Engelsmilde weit entfernt, ihm Falschheit und grausames Spiel vorzuwerfen, wie sie aus des Großvaters Reden nur zu schmerzlich herausgehört. Die Stille im Gemache, die um die Einsame waltete, wurde jetzt durch das leise wieder beginnende, allmälig immer lauter anschwellende Lied des gefangenen Vogels unterbrochen, das in wechselnden Modulationen einem traulichen Geplauder glich, so süß klingend, als wolle es die

Trauernde trösten und auf andere Gedanken bringen. Das schien auch zu glücken, denn Bärbchen stand plötzlich auf. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte um ihre noch vom Harme bebenden Lippen, ein schwärmerisches Leuchten verklärte ihr tiefblaues Auge — hätte Bernhard sie jetzt gesehen, viel schöner im Schmerze, als sie je in ausgelassener Mädchenfröhlichkeit gewesen, er hätte den falschen Trugbildern seiner selbstgeschaffenen Pönitenz abgeschworen, hätte selbst dem Willen der Eltern getrotzt und mit der ganzen Welt gebrochen, um die Geliebte sein zu nennen. Was aber sann sie jetzt, daß sie das Lächeln wieder fand und ihr Blick sich erhellte? Sie trat an den Käfig, wo das Vöglein bei ihrem Nahen verstummte und das schwarzgefleckte Köpfchen von einer Seite zur anderen drehte, um zu erspähen, was sie ihm bringe. Ihre kleine Hand war leer, aber sie brachte dem gefangenen Sänger ein anderes, viel köstlicheres Geschenk als Futter — mit ihren schlanken, rosigen Fingern öffnete sie das geflochtene Thürchen des Käfigs und trat zurück. Der Vogel sah alsbald, daß ihm der Weg in die Freiheit offenstand, aber er traute sich noch nicht ihn zu benutzen, sprang flatternd von einem Stänglein zum andern und verwandte doch kein Auge von der lockenden Thüre — endlich faßte er Muth, flog auf seine

Schwelle, sah sich noch einmal um und spannte dann mit einem jubelnden Schrei die kleinen Schwingen auf, die ihn durch das offene Fenster in die blaue Luft des ungemessenen Raumes hinaustrugen.

„Zu tausend, tausend Malen!“ hauchte es voll inniger Sehnsucht von des Mädchens Lippen. Waren es Grüße, die sie dem gefiederten Boten mitgab und hatte sie ihn befreit, daß er sie hintragen sollte, wo ihr Herz es wünschte: ihre volle Verzeihung, ihre fromme Fürbitte und aller Erdenschranken nicht achtend, ihre ewige, über Trennung und Grab hinausreichende Liebe?

Siebentes Kapitel.

Die Schleier der Vergangenheit.

Frisch denn hinaus! Mit jedem Tage, der seine zurückgelegte Strecke Weges mehr zu dem Raume fügte, welcher schon zwischen Bernhard und der verlassenen Heimath lag, stärkte sich sein Selbstvertrauen, das Bewußtsein der eigenen Kraft, sich die Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, zu brechen. Die Gedanken an seine Lieben daheim, an das Unrecht, dessen er

sich zeihen mußte, waren anfangs wohl geeignet gewesen, ihn unsicher zu machen; vor all' dem neuen aber, das ihn bald zerstreute und seine Aufmerksamkeit anzog, verloren sie nach und nach ihre Gewalt über ihn, bis sich allmälig in seinem Innern gleichsam ein verhüllter Tempel, ein Allerheiligstes gestaltete, das nicht täglich und stündlich, sondern nur in geweihten Momenten stiller Einkehr betreten werden durfte. Solche Momente kamen ihm wohl, wenn er einsam in tiefer Waldung ritt, wie sie damals noch manche Strecke des gesegneten Niederschlesiens und der obern Lausitz bedeckte, welche heut in strotzendem Fruchtsegen mit Weizen prangt, oder wenn die Ruhe der Nacht, ehe er den Schlummer fand, seinen Blick zu den Sternen lenkte, aber sie wurden seltener und wirkten schwächer auf ihn, je mehr die Fülle neugewonnener Anschauungen wuchs, die ihn auch in einsamer Stunde beschäftigte. Viel merkwürdiges und schönes hatte er nun schon unterwegs gesehen, wohl geeignet, ihn längere Zeit festzuhalten; die alten wendischen Sechsstädte, der Elbstrom mit seinen reizenden Ufern, das freundliche, gastfreie Sachsenvolk, wo er oft von Fremden, die ihm unterwegs begegneten, gar herzlich in ihr Heimwesen eingeladen wurde, und wenn er es annahm, wie er, ohne zu

kränken, nicht anders konnte, sich so wohl befand, daß es ihm schwer fiel, sich wieder von so lieben Menschen zu trennen. Aber er hatte sich fest vorgesetzt, auf seiner Reise nicht ohne Noth zu verweilen, und so hielt er sich nirgend länger auf als er und sein Pferd, dem er zuweilen doch Tage der Rast gönnen mußte, es bedurften, genoß all' das neue und sehenswerthe gleichsam im Fluge und hütete sich mit einer wahrhaft ängstlichen Scheu, viel nähere Bekanntschaften zu machen, die ihn fesseln konnten zu längerem Aufenthalt.

Ein werthvolles Geschenk des Himmels ist es, wenn auf die Lebensreise ein schönes oder auch nur ein angenehmes Aeußere verliehen worden ist; weit leichter wird es ihm, sich alle Wege zu bahnen und die Freundlichkeit der Menschen kommt ihm entgegen, während sie von minder begünstigten Persönlichkeiten, oft bei mehr innerem Werthe, erst durch Kampf mit der natürlichen Abneigung von dem Häßlichen errungen werden muß. Bernhard von Linden, wir wissen es, war von der Natur in dieser Hinsicht reich begabt, und seine jugendliche Schönheit, die schon über seine Jahre etwas männlich edles hatte, gewann ihm alle Herzen. Um so höher im Werthe stand die Beachtung, die er überall fand, als er sie nicht

einem vornehmen, von Pracht und Reichthum umgebenen Auftreten verdankte, sondern nur seiner eigenen Person. Denn er war keineswegs ausgestattet, daß er Aufsehen erregen konnte. Ein dunkles Wamms, ohne alle Verzierungen, von festem, keineswegs feinem Tuch umgab seinen schlanken Leib; zu einer Zeit, wo Luxus und Kleiderpracht vom Auslande her auch unter den deutschen Adel schon Eingang gefunden hatten, reiche Goldstickereien, Perlen und Edelsteine zur Sitte geworden waren, ließ eine so schmucklose Tracht keinen Edelgebornen vermuthen. Das glänzende Wellenhaar deckte ein ebenso einfaches Barett, eiserne Sporen, nicht allzu blank, klirrten an den umgeschlagenen Reiterstiefeln; kein Wehrgehenk mit Bändern und Devisen, sondern eine starke Lederkoppel, trug das breite Schwert, das mit seiner mäßigen Länge und dem kunstlosen Griff nicht eben einer Ritterwaffe glich, sondern eher der kurzen Wehr eines Landsknechts. Aber wenn auch dieser Aufzug nicht geeignet war, die Blicke anzuziehen, desto mehr Beifall fand der Mann, der ihn trug. Etwas besonderes mußte doch mit ihm sein, das verrieth schon sein Pferd, welches in Bau und Gangart so ganz verschieden von allen war, die man hier zu Lande zu Gesicht bekam. Eher klein als groß, schlank gestreckt,

mit einem gebogenen, etwas starken Schwanenhalse, der Kopf sehr gefällig, nur durch seine scharfen Nüstern und einen bösen Blick des Auges Wildheit verrathend, kohlschwarz das ganze Thier, ohne ein einzig weißes Haar, der hochgetragene Schweif wie eine Fahne aus wallenden Seidenfäden und dann die Beine, wie von Stahl, und ihr elastisches Schweben, wenn es trabte! Freilich einen Mann, von Kopf zu Fuß geharnischt, wie es des heiligen römischen Reiches Reiterordnung vorschrieb, hätte es nimmer getragen; aber zum Reisen, wie dieser fremde junge Gesell that, war es wie geschaffen, eine Lust mußte das sein, man konnte ja nimmer müde werden. Das war auch der Fall: Bernhard zog mit dem frühen Tage aus, machte nur zweimal Rast, um zu füttern, und kehrte oft erst spät in der Nacht ein, wenn er auf den unbekannten Straßen früher keine Herberge fand, und fühlte sich niemals ermattet. Oder war es die Luft am Reisen, die ihn stärkte, wie es die Bergluft im Steigen selbst einem schwachen Wanderer thut?

Er hatte den Weg durch Meißen gewählt, obgleich er über Prag durch das Böhmerland zum Donaustrom vielleicht kürzer und besser gefahren wäre. Aber er besorgte, zu Prag Bekannten aus seiner Nach-

barschaft zu begegnen, die in gemeinsamer Angelegenheit der Ritterschaft des Fürstenthums die wahrscheinlich nur kurze Anwesenheit des Königs benutzen wollten, um einige Gerechtsame, die ihnen von seinem Bruder, ihrem Herrn, Sigismund Jagiello, angefochten wurden, neu bestätigen zu lassen. Auch hatte er noch einen andern Grund, der ihn gerade nach Sachsen zog. Dem Auftrage seiner Mutter getreu, der auch mit seinen eigenen Absichten übereinstimmte, hatte er sich bei Haugwitz genauer nach Schlabrendorff erkundigt: der Vorwand, daß dieser ihm vielleicht mit seiner Erfahrung und auch sonst, wenn er sich an ihn wende, nützlich werden könne, hatte bei Haugwitz vollen Glauben gefunden und alles, was er über den schönen und starken Sachsen wußte, von ihm entlockt. Da war denn auch seine Heimath genannt worden, ein Schloß an der Elbe, nicht weit von der Bergveste Königstein, und Bernhard hatte den Entschluß gefaßt, dort einmal Nachfrage zu halten, ob man etwas von ihm und seinem Aufenthalte wisse, da es nach allem, was Haugwitz über das Kriegsleben erzählt hatte, doch zweifelhaft war, ob er ihn auch noch bei den deutschen Fahnen im französischen Solde finden werde. Es hieß auch, wie er unterwegs von Kaufleuten vernommen, die

Augsburg kamen, Kaiser Max habe Frieden gemacht oder werde sich gar gegen die Franzosen mit dem Papste verbinden, welcher, als ein gar gewaltiger und kriegerischer Herr, große Zwecke verfolge, über denen aber noch ein tiefes Dunkel schwebe. War dieser Fall eines Bruches mit Frankreich schon eingetreten, dann konnten doch unmöglich Deutsche noch unter französischen Fahnen gegen ihren Herrn und Kaiser kämpfen und Schlabrendorff mußte wo anders zu suchen sein. Bernhard wurde aber in seinen Hoffnungen, über ihn in dessen Heimath etwas näheres zu erfahren, getäuscht. Wohl fand er das Schloß, von dem er stammte, es lag noch immer auf seiner felsigen Höhe an der Elbe, aber den Schlabrendorffs gehörte es längst nicht mehr, sondern war Kammergut geworden, vom Herzoge Georg zu Sachsen, albertinischer Linie, welche damals noch nicht die Kur trug, vor längern Jahren schon gekauft. Das erzählte dem jungen Reisenden der Fährmann, welcher ihn und sein Roß über die Elbe setzte, auf deren linkem Ufer das Schloß lag; er gab zugleich an, daß er den letzten hiesigen Schlabrendorff, ehe er fortgezogen, sehr gut gekannt habe und reizte dadurch Bernhard zu weitern Fragen, denen vielleicht durch den alten Schiffer, der keinerlei Rücksicht zu nehmen brauche,

besserer Bescheid werden konnte, als durch einen Verwandten des Hauses. Dieser letzte Besitzer, von dem der Mann sprach, war jedoch nicht der Gesuchte, die ersten Auslassungen über ihn ließen das erkennen, Bernhard mußte viel über ihn und seine Schicksale hören, die ihn nicht interessirten, der Fährmann war dem Ritter zu vielem Danke verpflichtet, wie er überhaupt ein sehr braver, großmüthiger Herr gegen die Armen gewesen, „nur —“ setzte der Alte hinzu — „hätte er seinen Sohn kürzer halten sollen. Der ging denn auch zu Grunde.“

Aufhorchend in neuer Hoffnung wurde Bernhard abermals getäuscht, auch dieser Sohn des letzten Schloßherrn aus dem edlen Geschlecht war nicht Fabian von Schlabrendorff, sondern ein ganz anderer, der nach einer stürmisch verlebten Jugend, die seinen Vater viel Geld gekostet, am Hofe zu Landshut von einem bairischen Edelmanne im Zweikampfe erschlagen worden. Als es endlich gelang, dieß neue Thema des gesprächigen Schiffers zu unterbrechen, — die Fähre war schon dem andern Ufer nahe — fragte Bernhard geradezu. — „Fabian? Den Schönen meint Ihr, junges Herrchen?“ erwiederte der Schiffer. „Ei Herr Je, woher kennt Ihr denn den? Ihr seid ja ein so junges Blut!“

Bernhard gab ihm, erfreut und gespannt, schnell einen Grund seiner Frage an, den ersten besten. „Ja, wo der jetzt ist, das kann ich Euch alleine nicht sagen. Todt ist er nicht, denn es ist gestern erst was 'neingeschickt worden" — er zeigte mit dem Ruder nach dem kleinen Städtchen, das mit gedrängten Häusern am Ufer lag — „wo im Wirthshaus Einer gewesen, der's für ihn mitnehmen sollte. Es lag für ihn schon zehn Jahr oben auf dem Schlosse und der herzogliche Verwalter hatte es in Verwahrung. Von weit her war einmal ein Bote gekommen, der hatte es für ihn abgegeben, wenn er etwan wieder heimkehren werde: das thut der aber nimmermehr nicht mehr! Der hatte eine grausame Geschichte gehabt — wo's gewesen ist, weiß ich nicht, sein Knecht war ein Stockfisch, der nicht reden mochte, wir haben ihm nur so einzelne Brocken abgedrückt — mit einer verheiratheten Frau soll er's gehalten haben, und wieder eine andere gefreit, da hat es denn irgend ein Unglück gegeben: wenn ich recht berichtet bin, hat er eine von den beiden ums Leben gebracht in der Eifersucht, denn ich habe niemals einen jähzornigern Herrn gesehen. Aber schön war er, daß alle Weibsleute gleich für ihn brannten — ich fuhr ihn einmal bei dunklem Abend über die Elbe

und hab's mit meinen Augen gesehen, wie die Nixen unter dem Wasser heraufauschten und ein Paar weiße nackte Arme immer nach dem Kahne griffen, um ihn umzureißen. Haha! An mir hatten die Wasserjungfern nicht viel gehabt. Ich schlug aber mein Kreuz mit dem Ruder und schaffte uns damit den Spuk vom Halse."

„Du weißt über jenes traurige Verhältniß nichts näheres?" fragte Bernhard, durch die verwirrte Darstellung, die ihm jedoch einen schwachen Kern der Wahrheit zu enthalten schien, in Unruhe gesetzt. „Keinen Namen."

„Namen! Wenn ich auch welche gehört hätte, wie sollt' ihn Unsereins behalten? Die Frau soll viel schöner gewesen sein als die Braut — soviel weiß ich noch — und am Ende hat er auch noch den Mann umbringen wollen, um sie zu kriegen. Denn, wenn der sich was in den Kopf gesetzt hatte! Zwar, das muß ich ehrlich sagen, hier war er, solange er auch manchmal oben bei seinem Oheim blieb, ein ehrbarer Junker — die Weibsleute brannten für ihn, sag' ich Euch, er aber sah Keine an, ich hatte vier Töchter, mein gutes Herrchen, die alle sauber und hübsch waren, und ohne Sorgen hätt' ich ihn mit jeder allein nach Rathen 'nüberfahren lassen. — Nehmt

Euch in Acht — es wird gleich anstoßen!" Mit dieser Warnung schloß er seine Erzählung und gleich darauf lief auch die Fähre an das Ufer; Bernhard hatte zu thun, um sein scheuendes Pferd zu beruhigen und aus dem Fahrzeug zu führen, dann bezahlte er den Schiffer und warf noch die Frage hin, ob man ihm vielleicht im Schlosse über den Aufenthalt Fabian's von Schlabrendorff Auskunft geben werde, da erst gestern an ihn eine Sendung abgegangen sei. Der Fährmann wußte das nicht, rieth ihm aber hinaufzureiten und lief, nachdem er sein Fahrzeug angebunden hatte, noch eine Strecke mit, um ihm einen bequemen Reitweg zu zeigen, welcher durch das Gebüsch, mit welchem der ganze Hügel bis zur Hälfte seiner Höhe, wo der Felskern zu Tage trat, bedeckt war, nach dem Schlosse hinaufführte.

Als er, oben angekommen, am Thore nach dem Kastellan fragte, erschien ein freundlicher dicker Mann, der ihn einlud, vorerst abzusteigen und mit einem Gericht Fische vorliebzunehmen, dann könnten sie ja von Geschäften sprechen. Bernhard, wenn er zu seinem Zweck gelangen wollte, der nicht durch ein Paar Fragen vom Sattel zu erreichen war, mußte die gastfreie Einladung annehmen und wurde sogleich in den Kreis einer zahlreichen Familie geführt,

die ihn ohne viel Neugier, weil fremder Besuch hier nicht selten war, empfing; er erhielt den Ehrenplatz zwischen dem Kastellan und seiner Hausfrau und hatte, während diese die Speise vorlegte, Zeit, sich zu überlegen, ob er gleich mit seinen Erkundigungen beginnen solle. Es erschien ihm am natürlichsten, denn wenn er damit zauderte, bis er mit dem Kastellan allein sprechen könne, gab er seinem Anliegen eine geheimnißvolle Wichtigkeit, die zwar für ihn selbst wirklich vorhanden war, die er aber doch Fremden nicht offenbaren wollte. Auch hoffte er vielleicht, da die Frauen immer mittheilsamer sind, gerade bei der Tischgesellschaft mehr zu erfahren, wenn sie irgend etwas wußten. Er hielt es für gut, der Wahrheit treu zu bleiben, und so fragte er denn, nachdem die Kastellanin alle versorgt und sich wieder gesetzt hatte, seinen Nachbar, wo er Herrn Fabian von Schlabrendorff wohl antreffen könne, er habe an ihn eine Botschaft auszurichten und etwas zu übergeben und man habe ihn berichtet, daß erst gestern von hier aus eine Sendung an Herrn Fabian abgegangen sei, daher er sich die Freiheit genommen habe, anzufragen. Bei Nennung des Namens hatten sich mehrere Augen verwundert auf ihn gerichtet; der Kastellan, an welchen die Frage ging, erwiederte, daß

er leider keine Auskunft darüber geben könne, vielleicht sei aber der Mann, der von Herrn Fabian hereingekommen, um mancherlei zu Hause zu besorgen, noch nicht fort: er wolle gleich hinunterschicken nach der Stadt, und fragen lassen. Dienstfertig sprang einer der Söhne des Kastellans auf, erhielt von seinem Vater den Auftrag, den ‚Gottlieb,‘ wenn er unten sei, festzuhalten, bis der fremde Herr mit ihm geredet haben werde oder, wenn er schon fort wäre, sich zu erkundigen, wohin er ‚gemacht,‘ und eilte, mit einem Stück Brod auf den Weg, trotz der Bitten Bernhard's, doch erst zu essen, hinaus.

„Schade, daß Ihr nicht gestern gekommen seid,“ sagte die Kastellanin. „Der Gottlieb, seht Ihr, ist der Knecht des Herrn Fabian, den hat er von haußen 'neingeschickt, mit dem hättet Ihr die weite Fahrt zusammen machen können. Ich glaube nicht, daß er noch unten ist. Der hält sich nicht auf — ich kenne ihn von Alters her.“

„Ihr kennt also auch Herrn von Schlabrendorff?“ fragte Bernhard.

„Das will ich meinen, ich kenne sie alle, denn ich bin hier geboren,“ erwiederte sie. „Den Junker Fabian aber, kenne ich noch besser, bei seiner Frau Mutter bin ich lange in Dienst gewesen, und er

hat's immer gut mit mir gemeint, der arme Herr! Ich möchte immer weinen, wenn ich an ihn denke!"

„So wißt Ihr um sein Schicksal?" fragte Bernhard.

„Ach, lieber Herr!" sagte sie. „Wenn Einer schon seine Heimath meiden muß, ist es traurig genug."

Da sie nicht weiter einging, so konnte auch der Gast nicht mehr forschen. Er wandte sich daher wieder an den Kastellan und fragte ihn, ob Herr Fabian gewußt, daß hier etwas für ihn seit so langen Jahren liege und vielleicht deßwegen aus Italien hereingeschickt habe? Der Kastellan sah den Fremden völlig eingeweiht und kam jetzt auf den natürlichen Gedanken, daß sein Erscheinen mit jener ersten Sendung im Zusammenhang stehe und er eine neue Botschaft aus derselben Quelle bringe.

„Unsere Schuld war es nicht," antwortete er darauf, „daß Herr Fabian nichts davon erfahren hat. Als der Bote, Ihr wißt ja woher, ankam und nach ihm fragte, war er längst über alle Berge. Nur zwei Tage hat er noch hier bei seinem Herrn Oheim zugebracht —"

„Drei!" warf die Frau ein. „Er kam am dritten

noch einmal wieder: hatte gebeichtet und Absolution genommen.

„Hast recht!“ gab der Kastellan zu. „Dann ritt er fort und unter dem Thorwege, wo ich ihn traf, gab er mir noch die Hand vom Pferde, und sagte mir, daß er deutschen Boden wohl nicht wieder betreten werde.“

„Und war so gewiß unschuldig!“ rief die Frau.

Der Kastellan sah den Gast an, der nach seiner Meinung in alles eingeweiht war und sagte: „Ich wenigstens glaube, daß er schlecht behandelt worden ist — Euer besseres Wissen in Ehren, lieber Herr!“

„Ich —? Ihr irrt, wenn Ihr mich für einen Vertrauten des Herrn von Schlabrendorff haltet! Was ihm auch zur Last gelegt wird, ich habe darüber kein freies Urtheil.“

Ein Wink der Kastellanin hatte schon beim Beginn des Gesprächs die übrigen Tischgenossen entfernt, so daß sie, nur in Gegenwart ihres Mannes, etwas freier sprechen konnte. Auch sie nahm an, daß der Fremde, wenn er auch viel jünger als Herr Fabian war, um dessen Schicksal wußte, und da ihr selbst die rechte Einsicht in die Ursachen seiner freiwilligen Verbannung fehlte, so hoffte sie bestimmt,

jetzt von dem jungen Manne, der ihr ganz zutraulich erschien, etwas genaueres zu erfahren.

„Viel Schlechtigkeit gibt's in der Welt und der Herr Pfarrer sagt, es wird immer schlimmer," begann sie. „Junker Fabian hat das erfahren. Sie reden ihm Dinge nach, die ich nicht wieder erzählen will, aber wenn er etwas böses gethan hat, so mag es auf die Seele derjenigen fallen, die ihn dazu gebracht hat. Das ist meine Meinung, Ihr denkt vielleicht anders."

„Auf wen wollt Ihr denn die Schuld werfen?" fragte Bernhard mit unterdrückter Bewegung.

„Auf wen anders, als auf die Frau, die ihre eigene Tochter unglücklich gemacht hat, wenn alles wahr ist, was sich die Leute darüber erzählt haben," erwiederte die Kastellanin, ohne das bedeutsam abmahnende Kopfschütteln ihres Mannes zu beachten. „Ist es nicht wahr, so wär's besser, wenn die Sache lieber haarklein, wie sie sich zugetragen hat, erzählt würde, dann könnten wenigstens keine bösen Gerüchte umlaufen, die keinem Menschen Vortheil bringen."

„Wollt Ihr mir sagen, was diese Gerüchte erzählen?" sagte Bernhard, welcher in den Worten der Frau eine furchtbare Anklage zu erkennen glaubte, vor der die Farbe aus seinen Wangen entwich und

der Athem in seiner Brust stockte. Ein schwarzer Abgrund schien sich vor seiner allzu regen Phantasie aufzuthun und glühende Flammenzungen leckten daraus empor, sein heiligstes bedrohend.

„Lieber Herr," lenkte der Kastellan entschlossen ein, um dem unvorsichtigen Reden seiner Frau ein Ende zu machen, „in der Welt wird viel gesprochen, und wer nicht dabei gewesen ist, erzählt immer am meisten. Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern, aber es wird viel schlimmer, wenn sich Menschen, die es nichts angeht, darum bekümmern, denn Jeder setzt etwas zu und am Ende kommt eine Geschichte zu Stande, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Ich dächte, wir ließen die alte Zeit ruhen und Ihr tränkt noch ein Glas Wein auf gute Verrichtung mit Herrn Fabian!"

Bernhard that nicht Bescheid, sondern wandte sich von neuem an die Kastellanin, die mit sichtlicher Ungeduld sich des Wortes wieder bemächtigen wollte: „Eher bin ich Euer Meinung, Frau Wirthin. Besser alles klar besprochen, dann bleibt keine giftige Lüge zurück. Sagt mir daher, welche Gerüchte über frühere Verhältnisse des Herrn von Schlabrendorff umlaufen."

„Das will ich, dann könnt Ihr mir sagen, ob

es Lügen sind!" rief sie eifrig. „Er soll eine Braut gehabt haben, ein sehr schönes und tugendhaftes Mädchen, in Polen, glaub' ich, aber die Mutter von der Braut, die noch viel schöner gewesen ist als ihre Tochter, und die einen steinalten Mann gehabt hat—"

„Frau!" unterbrach sie der Kastellan mit starker Stimme. „Willst Du Dir etwas an den Hals reden?" Er war zornig geworden und in solcher Laune wagte sie keinen Widerspruch. — „Hört nicht auf das dumme Geschwätz, lieber Herr," sagte er dann zu Bernhard, in dessen Auge sich das natürliche Blau zum drohendsten Schwarz verdunkelt hatte. „Was sie sagen will, kann kein ehrlicher Mensch beschwören, denn niemand weiß, was draußen Herrn Fabian geschehen ist, als sein Knecht und der hätte sich lieber sollen die Zunge ausreißen lassen, als nur ein Wort davon auszuklatschen. Schweige, Frau, ich rathe Dir's! Geh' in Deine Wirthschaft. Ihr, lieber Herr, wollt vielleicht sehen, ob mein Junge schon wieder kommt."

Bernhard stand rasch auf, sein Gesicht glühte jetzt auch vor Zorn, wie das des Kastellans, aber bei ihm gesellte sich noch das Gefühl einer brennenden Schmach dazu, und er fand kaum die schicklichen Worte beides zu verhehlen und dem Kastellan für

die gute Aufnahme zu danken, da sich die Frau, beschämt und gedrückt durch die Abfertigung ihres Mannes, zurückgezogen hatte. Die Männer gingen nun vor das Thor, wo der Fußpfad hinab in das Städtchen lief und bald erblickten sie auch den leichtfüßigen Burschen, der von unten eilig emporstieg, aber von weitem schon mit der Hand in der Luft schüttelte, zum Zeichen der Verneinung.

„Er ist nicht mehr da," sagte der Kastellan. „Ich konnte es mir denken."

So war es auch. Der Knecht des Herrn von Schlabrendorff hatte sich nicht länger aufgehalten als nothwendig war und den Weg nach Dresden eingeschlagen, wie es hieß. Dorthin wollte ihm aber Bernhard nicht folgen. Ihm graute überhaupt, nachdem sich die hochgehenden Wogen in seiner Brust etwas geebnet hatten, vor diesem allmäligen Lüften des Schleiers, der ihm erst seit kurzem bemerklich geworden war und Geheimnisse todbringenden Anblicks zu bergen schien. Was er bisher über die Beziehungen des unseligen Mannes, den er verfolgte, zu seiner Familie gewußt, hatte ein so klares, wenn auch trauriges Ansehen gehabt. Seine Schwester, die ihn wahrhaft geliebt hatte, war von ihm hintergangen worden, seine Unwürdigkeit, die Gewißheit, daß

er sie nicht liebe, hatten sie bestimmt, ihre Verlobung mit ihm aufzulösen; er hatte sich dann aus Schlesien entfernt und auch seine sächsische Heimath verlassen, um in der Fremde sich ein anderes Glück zu suchen. Das war alles einfach und klar. Nie hatte er sich bemüht, die näheren Umstände zu erfahren: gleichviel, um wen er seiner Schwester abhold geworden, oder ob er sie nie geliebt, die Thatsache genügte. Jetzt aber! — Mit Gewalt riß er sich von den Fieberbildern los, die sein entzündetes Blut ihn bestürmen ließ, und um sich die Möglichkeit zu rauben, das halb ausgesprochene Wort, dessen Sinn er zu errathen vermeint, noch ergänzen zu lassen, betrieb er seinen schleunigen Aufbruch, bei welchem er durch sein Benehmen den guten Kastellan für seine Freundlichkeit noch kränkte: er übersah ganz, daß er ihm die Hand zum Abschiede bot und grüßte kaum, als er abritt. Hier widersetzte sich ihm der türkische Hengst zum erstenmale, durch einen heftigen Sporenstich gereizt, aber Bernhard stachelte ihn zum Laufe bergab, daß die nachschauende Kastellanin am Fenster vor Schreck erblaßte.

„Mit dem ist es nicht richtig,“ brummte ihr Mann vor sich hin. „Alte Geschichten soll man schlafen lassen.“

Achtes Kapitel.

Deutsche Krieger.

Wo jetzt herrliche Kunststraßen selbst über die höchsten Pässe des Alpengebirges in die gesegnete Gartenebene Italiens führen, war der Reisende in früherer Zeit an die wenigen Wege gebunden, auf denen die Kaufgüter aus dem Süden, namentlich aus Venedig, zu den deutschen Städten im Reiche gelangten, die noch den ganzen Handel mit dem Orient besaßen, ehe der Seeweg nach Ostindien, der zwar kürzlich gefunden war, aber noch keinen Einfluß übte, diesem Verkehr neue Bahnen anwies. Selbst auf diesen vielbefahrenen Handelsstraßen hatte der Wanderer nicht blos mit dem Schrecken des Hochgebirges, sondern auch mit der Unwegsamkeit zu kämpfen, die jeder Gewittersturm in den Trümmerfeldern, über welche an mancher Stelle der Pfad ging, erhöhte, und es war ihm dann eine Freude, wenn aus der öden Felsenwelt überraschend dem Blicke sich endlich ein freies, grünes Gefild eröffnete. So das weite, fruchtbare Thal, in welchem der alte Bischoffitz Brixen liegt, eine Stunde abwärts der Paßenge, welche neuerdings durch die beiden,

trefflich gebauten Forts der Franzensveste beherrscht ist. Im Jahre 1809, dem glorreichen für Tirol, wurde hier von den Landesvertheidigern, die nur dem Erzhause Oesterreich unterthan sein wollten, das Regiment der Herzoge von Sachsen, das für fremde Interessen im Dienste Napoleons kämpfen mußte, nachdem es von den Franzosen zur Deckung ihres Rückzugs aufgestellt und verlassen worden, fast ganz vernichtet. In zwei Tagen hatten diese Truppen kein Brod und während des ganzen Gefechtes von Früh bis Abend kein Wasser gehabt, dennoch kämpften sie tapfer gegen die Uebermacht der Tiroler und erst, nachdem tausend Mann, worunter sechsunddreißig Offiziere gefallen waren, legte der schwache Rest die Waffen nieder. Der derbe Volkswitz hat den Ort seitdem die Sachsenklemm genannt. — Durch diesen Paß ritt an einem heißen Sommerabende über dreihundert Jahre früher ein einzelner Reiter und das Herz ging ihm auf, als er nun vor sich das heitere, lichtgrüne Gelände erblickte, in welchem der Dom von Brixen den edlen Bau seiner Doppelthürme über die gedrängte, mit Mauerzinnen umhegte Stadt erhob. Aber zugleich fiel sein Blick von der Höhe auch auf eine zweite, luftiger und leichter gebaute Stadt: auf die Zeltreihen eines Feldlagers. Es war zum erstenmale,

daß er sich in der Nähe eines solchen befand und das lebendige Treiben, das sich schon von weitem bemerklich machte, zog ihn wunderbar an. Da es von dem Wege wohl einen halben Karthaunenschuß seitwärts lag, hätte er nicht nöthig gehabt, dasselbe zu berühren, aber er wandte sein Pferd, sobald er das flachere Gelände erreicht hatte, nach den Zelten und der Hengst gerieth offenbar in Aufregung, als ob er die ihm vertraute Soldatenwirthschaft flugs wiedererkenne. Er hob den Kopf, witterte mit aufgerissenen Nüstern dorthin und ließ ein freudiges Wiehern hören, wie hellklingendes Trompetengeschmetter.

Unter einer mächtigen Platane, die am Wege stand, weit vor den Zelten lag ein Häuflein Krieger an die Erde gestreckt; einzelne Posten, je zwei und zwei Mann zusammen, standen, soviel sich übersehen ließ, noch weiter vom Lager als jene Wache, in abgemessenen Zwischenräumen. Auf einen dieser Posten ritt der von der Höhe von Oberau herabkommende Reiter zu. Sie hatten ihn längst bemerkt und da es noch heller Tag und er nur allein war, machte sich der eine von ihnen, der mit einer Hakenbüchse bewaffnet war, zwar schußfertig, der andere kam ihm jedoch, den Spieß auf der Schulter langsam entgegen und rief ihn an, zu halten und Auskunft zu

geben, wer er sei und was er wolle. Statt der Antwort that der Reiter, ohne anzuhalten, die Gegenfrage, was für Kriegsvolk dieß sei und wer es führe? Sein Benehmen war so zuversichtlich, daß der Landsknecht annahm, er habe ein Recht zu dieser Frage.

„Deutsche Knechte sind wir und ziehen unter Herrn Jakob von Embs," gab er Bescheid. „Bringt Ihr eine Botschaft, so mag sie der Läufer" — er zeigte nach seinem Kumpan, „bestellen."

„Wohl möchte ich, ehe ich Herberg' in der Stadt nehme, Euren Hauptmann sprechen," sagte der Fremde.

Der andere Knecht, der sich unterdessen auch genähert hatte, erklärte, daß niemand ohne Erlaubniß des Wachthabenden in das Lager gelassen werde und fragte nach seinem Namen, damit er ihn melden könne. Bernhard von Linden nannte sich der Reiter, welcher Mühe hatte, sein Pferd zu bändigen, das durchaus vorwärts wollte. Der Läufer — so hießen zur Zeit die aus den Hakenschützen gewählten oder auch freiwillig sich meldenden Leute, welche zu Streifpartien und Wachen gebraucht wurden — der Läufer ging darauf nach der ein Paar hundert Schritt entfernten riesigen Platane, unter welcher der Trupp lag.

Ehe er wiederkam, wollte Bernhard ein Gespräch mit dem andern Knecht anknüpfen; der aber stand ihm nicht Rede, fertigte jede Frage mit einem kurzen: „Weiß nit!“ ab und bedeutete ihn endlich ungeduldig, daß es nicht Kriegsgebrauch sei, hier zu schwatzen, worauf Bernhard schwieg. Er sah deutlich, daß der Knecht jede Bewegung, die er that, argwöhnisch bewachte, und die Zeit wurde ihm sehr lang, bis der Läufer mit dem Wachthabenden, der ein ergrauter Krieger war, zurückkam, noch mehr aber verdroß es ihn, als der letztere weitläufig nach seinem Herkommen, seinem Vaterlande und seinen Absichten, die ihn hieher geführt, fragte und gar nicht zu hören schien, daß er nicht länger aufgehalten sein wolle. Endlich, da seine Ungeduld noch durch die kaum zu zügelnde des Pferdes gesteigert wurde, fragte er seinerseits heftig: ob er nun fertig sei? und als der Rottmeister mit einem sträflichen Blicke erklärte, daß er zu warten habe, bis er ihn nach dem Lager führen lasse, gab Bernhard seinem Hengste nur Zügelfreiheit und mit zwei Sätzen trug dieser ihn an den drei Kriegsgesellen vorüber, in geradem Laufe nach dem Lager.

„Schieß!“ sagte der Rottmeister zu dem Hakenschützen. Das war aber zu jener Zeit, wo die

neue Feuerwaffe noch in der Kindheit stand, nicht so leicht und schnell gethan, denn das Gewehr wurde mit einer Lunte abgebrannt, was, dem eigenen Backen so nah, mit großer Vorsicht geschehen mußte. Der Schütz kam zwar mit dem Anschlage zu Stande, schoß auch, selbst erbost über die Frechheit des fremden Eindringlings, aber er fehlte und Bernhard erreichte unaufgehalten die nächste Zeltgasse, wo ihn ein lautes Halloh! der zusammenlaufenden Knechte empfing, welche lachend und schreiend sein Pferd scheu zu machen suchten, denn sie glaubten, es gehe mit seinem Reiter durch. Er verhielt es jedoch, sobald er die Gasse erreicht hatte, und fragte, etwas athemlos, nach Herrn Jakob von Embs. Da sahen sie verwundert zu ihm auf, er mußte hochwichtiges bringen, was große Eile hatte, daß er so wild in das Lager gejagt kam, und einer der Hauptleute, der zufällig in der Nähe stand, unternahm es mit ihm zu dem Feldobersten zu gehen, dessen Zelt hinter der Brandgasse des Lagers aufgeschlagen war. Ein leichtfüßiger Trabant vom „Staate" des Obersten, der alles mit angehört hatte, lief aber voraus, Herrn Jakob von der Ankunft eines Eilboten zu benachrichtigen, so daß Bernhard schon vor dem Zelte von ihm empfangen wurde. Eine stattliche, auf den

ersten Blick gewinnende Erscheinung, dieser gereifte Kriegsheld mit seinem braunen, ehrlichen Gesicht und den treuen, deutschen Augen, wie er in würdiger Haltung dem Reiter, der ihm eine wichtige Botschaft zu bringen schien, entgegentrat! Bernhard sprang vom Pferde und jetzt erst, da er sich den Zutritt ertrotzt hatte, dachte er daran, was er denn eigentlich dem Befehlshaber dieser starken Kriegerschaar zu sagen habe. Ganz seinem Wesen entsprechend, das wohl noch mancher Prüfung bedurfte, ehe es in der baaren Wirklichkeit die gährenden Elemente unklaren Denkens und Handelns ausstieß! Doch warf er sich ohne viel Besinnen in die nächste Strömung, die sich ihm bot und stellte sich dem Obersten unter seinem Namen vor als ein Aspirant des Johanniter-Ordens, welcher, auf einer Reise nach dem Morgenlande begriffen, in Italien einige Kenntniß von den schwebenden Welthändeln, auch vom Kriegshandwerk, wie es eben getrieben werde, sich verschaffen wolle und daher die Gelegenheit nicht versäumt habe, einem Kriegsmanne, von welchem er schon soviel gehört, seine Reverenz zu machen.

Herr von Embs lachte über die Ehre, die man ihm angethan, ohne daß er sie groß verdient, wie er sich ausdrückte, wollte von der Reverenz gar nichts

wissen, nahm aber den jungen Mann, den auch hier seine Persönlichkeit empfahl, freundlich auf, besonders, da ihn der Ausdruck Aspirant, den sich Bernhard beigelegt, glauben ließ, er habe es mit einem schon eingetretenen Jünger des Ordens zu thun, und lud ihn ein, als sein Gast beim Zuge zu bleiben, solange es ihm gefiele. Daß der Fremde ohne Begleitung auch nur eines einzigen Dieners kam, wunderte ihn zwar, doch ging ihn das weiter nichts an, und er gab sogleich Befehl, daß es ihm an Bedienung nicht fehlen sollte, ließ ihm auch in dem Zelte, welches für den morgen zu erwartenden Musterherrn aufgeschlagen war, einstweilen eine Lagerstätte bereiten. Während er wie ein Vater für ihn sorgte, kam die Meldung von der äußern Lagerwache, die dem Eingedrungenen auf dem Fuße gefolgt war; der Oberst nahm sie mit dem gebührenden Ernst auf und belobte den Wachthabenden sowie den Posten, welcher auf Bernhard geschossen, daß sie ihre Schuldigkeit gethan, gegen den Letztern aber lachte er über den kecken Muth, mit dem er selbst einer Kugel getrotzt und warnte ihn nur vor ähnlichen Verletzungen der Kriegsgesetze, die ihm leicht Schaden bringen könnten. „Ich denke,“ setzte er hinzu, „in Eurem Orden herrscht darin strenge Zucht? Laßt sie nicht

locker werden um Gotteswillen, sonst geht ihr zu Grunde, wie es leider auch bei den deutschen Herren in Preußen jetzt geschehen soll. Meine Vettern, die draußen gewesen sind, haben mir davon erzählt."

Der Abend war wunderschön. In diesem gesegneten Thale, das durch die Bergmassen überall geschützt ist, wehen schon die milden Lüfte des Südens, und Bernhard fühlte sich, seit er den rauhen Paß des Brenner überstiegen hatte, zum erstenmale von der Wahrheit, mit welcher ihm Haugwitz den südlichen Abend geschildert hatte, überrascht. Während unter freiem Himmel eine lange Tafel gerüstet wurde, an welcher mit dem Obersten die vornehmsten seines Kriegshaufens, welchen er die sogenannten ‚hohen Aemter' übertragen hatte, speisen sollten, bat der Gast um Erlaubniß, einen Gang durch das Lager zu unternehmen, wo es immer lauter und lustiger wurde. Embs gewährte sie ihm gern, und hätte ihn auch selbst begleitet, wenn er nicht noch einige Anordnungen für die morgende Musterung zu treffen gehabt; er gab ihm aber einen jungen Menschen aus seinem eigenen Geleit mit, der sich freiwillig, ohne Handgeld zu nehmen, zu dem Zuge gesellt hatte und dem Gaste jede Auskunft geben konnte.

Eine wilde Romantik war es, welche Bernhard

aus den vielfach wechselnden Szenen, die sich ihm auf seinem Gange darstellten, aufging, ganz geeignet, seine erregbare Phantasie wieder zu neuen Flügen zu beschwingen. Schon das bunte Gemisch von Trachten, das ihm unter den Landsknechten zuerst auffiel, schien einen Zusammenfluß von Söhnen aller Länder Europa's zu bekunden und doch waren es, mit wenigen Ausnahmen nur Deutsche, welche sich hier geschaart hatten, um einem fremden Könige zu dienen, wie sie zu jener Zeit in allen Kriegen Europa's vom fernen Westen, wo der Tejo seine Wellen in den atlantischen Ozean strömt, bis in die russischen Ebenen zu finden waren. Nur Deutsche, aber sie trugen die fremdartigsten, oft die abenteuerlichsten Trachten, nach eines Jeden Geschmack oder Besitzthum. Waffen und Kleidung mußte der Krieger zum Werbeplatze mitbringen, für die erstern war wenigstens vorgeschrieben, daß es ein Spieß und ein Schwert, gleichviel von welcher Form, sein mußte, in der Kleidung herrschte die vollkommenste Willkür. Selbst die vornehmste Pracht, wie sie sonst nur die Fürsten und der Adel entfalteten, war dem Landsknecht von niederem Herkommen unverwehrt, und der edle Kaiser Max, den man den letzten Ritter genannt hat, war damit einverstanden. „Laßt doch

den armen Gesellen, die ein hartes, elendes Leben führen und nicht wissen, ob sie morgen todt sind, diese Freude!" hatte er gesagt, als ihm einmal Vorstellungen gemacht wurden, den gemeinen Knechten adelige Tracht, welche ihnen nicht zukomme, zu verbieten. Der junge Begleiter Bernhard's, der selbst von gutem niederösterreichischen Adel war, erzählte ihm dieß Geschichtlein, da er sich über den reichen Aufputz manches Kriegers verwunderte. Denn er sah neben dem armseligsten Gesellen, dessen Lederwamms an vielen Stellen durchgerieben war und von Unsauberkeit und Fett starrte, oft einen andern im Waffenrocke von feinem farbigen Tuche oder leuchtendem Sammet, kunstreich gestickt mit Seiden- und Silberfäden, zuweilen gar mit Gold; während die meisten die zottige spitze Fellkappe mit großem Vorderschirm trugen, hatten manche einen kleinen spanischen Hut oder ein zierlich gebauschtes Barett mit wallenden Federn und um den sonnenverbrannten Hals die gefältelte Spitzenkrause, welche aber freilich kaum noch ahnen ließ, daß sie einst schneeweiß gewesen war. Und so verschiedenartige Gestalten saßen und lagen hier um eine der ungeheuren Trommeln, deren dumpfer Klang fort und fort durch die klappernden Würfel geweckt wurde, mit denen sich

die lärmenden Gesellen das Geld abnahmen; dort waren andere Gruppen mit schmutzigen Karten beschäftigt oder zechten vom rothen Tiroler Wein; nicht alle jedoch hatten so wüsten Zeitvertreib vor, viele auch putzten ehrbar ihre Waffen und sangen dabei im rohen Chor manches Soldatenlied, an denen die Zeit der Meistersänger so reich war. Bernhard's Begleiter stimmte hier und da mit ein, nickte auch wohl gelegentlich einem Bekannten zu und nannte im Weitergehen dem Fremden manchen Namen von altadeligem Klang, was diesen jedoch in der Erinnerung dessen, was ihm Herr von Haugwitz daheim von der neuen Kriegsweise erzählt hatte, wenig verwunderte. Aber dennoch konnte er sich in seiner romantischen Denkart, die mit den Bildern alter Zeit erfüllt war, eines wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, daß auf solche Weise die Herrlichkeiten des Ritterthums in der Masse aller Heergesellen aufgeben und mancher Sproß eines erlauchten Hauses, dessen Ahnen Fürstenkronen getragen oder das Grab des Erlösers befreit hatten, hier ohne Unterschied neben dem Abkömmling leibeigener Bauern stritt. Noch einmal wünschte er nur, die Ritterschaft in ihrem vollen Glanze zu sehen, wie alte Sagen sie ihm geschildert — und dieser Wunsch sollte ihm erfüllt

werden, ehe er Italiens Fluren wieder verließ, wenn auch nicht unter deutschen Bannern.

Hatte manches im Lager sein Gefühl verletzt, das von der Heimath her an Zucht und Sitte hielt, so war dieß noch im höhern Grade der Fall, als er durch die Brandgasse hinter die letzte Zeltreihe gelangt war und hier das weite Feld überschaute, auf welchem der Troß, der stets in wachsender Masse den Kriegerzügen folgte, sich gelagert hatte. Dort war auch der Markt aufgeschlagen, der überall, wo ein Heerhaufen Rast machte, in der Umgegend verkündet und aufgeschlagen wurde, damit das Landvolk Lebensmittel zuführe, welche ihm bezahlt werden mußten: dafür sorgte der Profoß, welcher zugleich Marktrichter war, vergleichbar den alten Ephoren der Spartaner in ihrer ursprünglichen Bestimmung. Bernhard sah verwundert seinen jungen Begleiter an, welcher diesen gelehrten Vergleich machte: dieser erklärte ihm darauf lachend, daß er erst zum geistlichen Stande bestimmt gewesen sei und klassische Studien habe treiben müssen, welche ihn noch zuweilen, seit er das bessere Theil, den Spieß, erwählt, in Gedanken heimsuchten. Sie kehrten darauf um, weil es zu dämmern begann. Längst waren schon mächtige Feuer aufgelodert, nicht zur Erwärmung, deren

bedurfte die laue südliche Nacht keineswegs, sondern zum Braten und Kochen, denn der Herr Bischof von Brixen, Christoph von Schroffenstein, wie ihn der junge Krieger zu Bernhard nannte, hatte gewaltige Vorräthe und Schlachtvieh an die neugeworbenen Truppen liefern lassen, welche hier dem Bundesgenossen des Kaisers, König Ludwig XII. von Frankreich, gegen die neue Liga, welche sich feindlich gebildet hatte, zugeführt werden sollten. So war denn auch die Tafel reich beschickt, wo der Oberst, dessen Name ihm in Oberdeutschland leicht die erwünschte Zahl von Landsknechten in freier Werbung verschafft hatte, mit allen Hauptleuten, die er bestellt, und den übrigen Beamteten zur Nacht speisen sollten. Der junge Mensch nannte Bernhard in aller Eile noch ihre Namen, adelige und bürgerliche, denn es kam nicht auf die Geburt an, zur Führung eines Fähnleins von vierhundert Knechten oder auch eines Regiments von zehn bis sechszehn Fähnlein berufen zu werden. „Einer fehlt Herrn Jakob noch," schloß der Redselige, „den hätte er gern gehabt, denn er ist der stärkste und stattlichste Mann im ganzen deutschen Reiche, ja, mir hat ein vornehmer französischer Herr gesagt, Seinesgleichen habe die Welt noch nicht gesehen."

Eine Welle rasch aufhüpfenden Blutes schwoll Bernhard zum Herzen, er schalt sich thöricht, der Ahnung zu glauben, die sich ihm aufdrängte, und zur eigenen Beruhigung fragte er nach dem Namen dieses neuen Simson, wie er ihn mit einem gewissen Hohne, der seinem aufgeregten Zweifel entsprang, nannte.

„Seht da, Herr!“ versetzte der junge Mann lachend. „Ihr rückt biblisch gegen meine klassischen Ephoren zu Felde. O ja, ein Simson ist er und die Delila hat ihm auch nicht gefehlt, wie ich Euch erzählen könnte, denn die Zeltwände sind dünn und ich verstopfte mir die Ohren nicht, als ich einmal an der andern Wand lag, während er Herrn Jakob von Embs, der ihn wie einen Sohn liebt, sein Herz ausschüttete. Aber Ihr werdet ungeduldig und wollt den Namen wissen — da kommt uns auch Herr Jakob schon entgegen — Fabian heißt er, Fabian von Schlabrendorff.“

Bernhard biß sich in die Lippe, sein Inneres verkrampfte sich. Die Ahnung hatte ihn also doch nicht betrogen! Ueberall, auch ungesucht, drängte sich ihm dieser Feind seines Seelenfriedens auf — er hatte schon geglaubt, auf immerdar mit der Vergangenheit gebrochen zu haben: in den Abgrund,

der sich ihm bei seiner frevelhaften Beschwörung des Grabes alter Tage eröffnet, hatte er sein heiligstes versinken sehen, er hatte ihm nachgesendet, was ihn noch an seine Heimath knüpfte und sich vor jedem Gedanken, der ihn zurückführen könnte, gehütet. Auf nächstem Wege war er darum, als er von der eingetretenen Waffenruhe zwischen den Kaiserlichen und den Venetianern gehört, über die Berge gegangen, um Venedig zu erreichen und mit dem ersten Schiff, das nach der Levante die Anker lichte, unter Segel gen Rhodus zu gehen. Mußte er noch einmal den verhaßten Namen hören?

Der Oberst, von mehrern andern Kriegern begleitet, kam heran und enthob ihn des weitern Gesprächs mit seinem Führer, welcher sich nun bescheiden zurückzog, da er noch nicht in diese Gesellschaft gehörte. Freundlich lud Embs den Gast ein, ihm zur Tafel zu folgen, die mit Lichtern besetzt und mit Sesseln, wie sie sich aus allerlei Material im Felde bilden lassen, umstellt war. Der Oberst ehrte den Fremden, der ihn besuchte, indem er ihm den Platz an seiner Seite gab und ihn vor allen bedienen ließ. Daß er so schweigsam war, erschien ihm als löbliche Bescheidenheit — er hatte keine Ahnung davon, welche steigende Bewegung in der Brust seines Nachbars sich

auch gegen ihn richtete, weil dieser erfahren hatte, daß er seinen Todfeind — anders nannte er ihn nicht mehr — wie einen Sohn liebe und im Besitz seiner Geheimnisse war. Bernhard konnte von diesem Gedanken nicht loskommen und wurde dadurch für die herzliche Weise, mit welcher ihn der berühmte Führer behandelte, fast unempfänglich. Namen mußte der Mann, der ihm sein Herz ausgeschüttet, nicht genannt haben, sonst wäre ihm wohl aufgefallen, daß Bernhard aus demselben Geschlecht war; denn Bernhard hatte sich ihm ja mit seinem vollen Namen vorgestellt, aber vielleicht dachte er auch nur in diesem Augenblick nicht daran und kam später darauf. Es war also jedenfalls das beste, mit dem frühsten Morgen das Lager, in welches er durch ein bloßes Ungefähr gekommen, wieder zu verlassen und seinen Weg nach Venedig fortzusetzen. Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde er etwas ruhiger und konnte seine Aufmerksamkeit dem allgemeinen Gespräch widmen, das in frischer Abwechselung von dem Ernst der Weltbegebenheiten, die sich immer drohender verwickelten, zu dem heitersten Soldatenscherze um die Tafel kreiste. Dem letztern war Bernhard in seiner Stimmung nicht zugänglich, aber den Bemerkungen über die Lage der Dinge in Ita-

lien lauschte er mit immer mehr Antheil und suchte sich, da ihm alles undeutlich und neu, namentlich aber die Zerwürfniß zwischen den beiden Häuptern der Christenheit befremdend war, durch Fragen Aufklärung zu verschaffen. Jakob von Embs gab sie ihm willfährig und wies die leise Warnung seines Nachbars, des Schultheißen, eines alten erfahrenen Kriegsmannes, dem es bedenklich schien, so offen mit einem Novizen der Rhodiser zu sprechen, ruhig ab. War auch zu besorgen, daß der Orden den Venetianern, weil sie jetzt Verbündete des Papstes waren, Beistand leisten werde, wie denn bereits einer der berühmten Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem, Leonardo da Prato, die leichte Reiterei der Venetianer geführt hatte, bis er kürzlich gefangen worden war, so kannte doch der tapfere Embs keine ängstlichen Rücksichten und dachte im Sinne des alten deutschen Wahlspruchs: Je mehr Feinde, desto mehr Ehre! Bernhard erfuhr denn ehrlich alles, was er zu wissen begehrte.

Der Papst hatte mit dem Könige von Frankreich gebrochen, dem er früher gegen Venedig verbunden gewesen, auch Spanien war von dem allgemeinen Bündniß gegen die reiche Meereskönigin zurückgetreten und stand nun mit ihr und dem

heiligen Vater in einer neuen Liga, deren eigentlichen Grundgedanken, welcher in der Feuerseele Julius II. entsprungen war, der ehrliche deutsche Kriegsmann, welcher davon im Lager vor Brixen erzählte, freilich nicht kannte, auch nicht zu würdigen verstand. Ihm lag die Sache einfach so: Kaiser Max war mit Ludwig XII. verbündet und konnte ihn nicht im Stich lassen, auch waren die Städte, welche ihm früher zu Cambray von dem venetianischen Besitzthum zugesprochen worden, altes deutsches Reichslehn, das Venedig nur mit List und Gewalt vor Jahren an sich gerissen hatte: dieß mußte wieder gewonnen werden; über Mailand, das auch ein Reichslehn, aber jetzt vom Könige von Frankreich eingenommen war, konnte man sich später einigen, wo nicht, so blieb nach ausgetragenem Bundeskriege immer noch übrig, auch um Mailand einen ehrlichen Waffengang zu versuchen. Dann freilich waren dem Franzosen trotz des freigebigen Soldes in blanken Sonnenkronen, mit denen er zahlte, die deutschen Landsknechte verloren. — Als das Jakob von Embs aussprach, sahen sich einige der Hauptleute lächelnd an und tranken einander schweigend zu.

„Was lacht Ihr, Gotthard?" fragte der Oberst ernsthaft den nächsten von ihnen.

„Nun, ich denke an das gute Lied, das unsere Gemeinde gestern als Trommelreim gesungen hat," erwiederte der Gefragte: „das klang nicht so, als wollten sie gern den Dienst des Königs von Frankreich verlassen."

„Wenn uns aber der Kaiser abruft?" sagte Jakob von Embs. „Welcher fromme Kriegsmann deutscher Nation wird bleiben wollen oder gar gegen seine Brüder streiten?"

„Freie Kriegsleute müssen sich ihre Fahne wählen können," erwiederte der Hauptmann.

„Sagt Ihr das, Gotthard von Ende, als Sachse — wir Schwaben denken anders!" versetzte Embs etwas warm.

Der Sachse wollte auffahren, andere aber sprachen gütlich dazwischen und beschwichtigten den Streit, der eben auszubrechen drohte. — „Bleibt bei Eurem Wort, Herr Jakob," sagte der Schultheiß ernsthaft zu dem Obersten, welcher nun dem Herrn von Ende über den Tisch die Hand reichte.

„Ich denke, wir stehen und fallen zusammen, Gotthard!" rief er.

„So sei es!" erwiederte der Sachse und es trat eine kurze, feierliche Pause ein.

Dann aber nahm auf den Ernst, der damit be-

endigt schien, die Heiterkeit ihr ungeschmälertes Recht in Anspruch und steigerte sich durch maßlosen Genuß des Weines in einem Grade, welcher Bernhard mehr und mehr abstieß. Er war in seiner Heimath auch der Gelage gewohnt, an denen er wenigstens als Augenzeuge Theil genommen hatte: der schlesische Landadel gab dem polnischen, seinem Nachbar, im Trinken nichts nach, aber was Bernhard hier sah, das überstieg alle seine bisherigen Vorstellungen. Er sollte fort und fort Bescheid thun und konnte sich zuletzt nur durch eine Lüge retten: ein Versprechen gab er vor, daß er nicht über ein gewisses Maß hinausgehen wolle.

„Wem habt Ihr das gegeben?“ schrieen die Tafelgenossen. „Der Frau Mutter oder der Liebsten?“

Er wollte gereizt antworten, da nahm sich Jakob von Embs seiner an. „Gastrecht, lieben Brüder!“ rief er. „Schmeckt ihm, der vielleicht bessern Wein von Cypern und Candia gewohnt ist, der Tiroler aus der bischöflichen Kellerei nicht, so dürfen wir ihn nicht zwingen, und wenn er gar ein Versprechen gegeben hat, sein Wort muß der Mann halten, mag's dem Kaiser sein oder einem feinen Mägdlein. Denkt doch an Euren Landsmann, Gotthard, der nicht einen Tropfen Wein mehr anrührt!“

„Ja wohl!“ sagten lachend ein Paar andere. „Und keine Frau, die schönste! nicht mehr ansieht — was ihm doch freisteht, dem Ritter von Rhodus hier aber verboten ist.“

„Ihr habt recht!“ sagte Gotthard von Ende. „Verzeiht, lieber Herr, daß wir Euch zugesetzt haben. Wir aber, Brüder, wollen einen Becher auf das Wohl meines Landsmannes leeren, wo er auch gegenwärtig sein mag.“ Sie riefen ihm Beifall zu und leerten die großen Humpen in hastigen Zügen. Herr Jakob von Embs wurde darauf still, und schien in Gedanken zu sitzen, bis ihn sein Nachbar, der Schultheiß, fragte: „Ihr wißt also gar nicht, wo er ist?“

„Nein,“ antwortete Embs. „Ich habe schon zum Frundsberg geschickt, ob er sich dort vielleicht eingefunden hat, aber er ist nirgend gesehen worden und ganz verschwunden.“

„Der kann sich nimmer vor den Menschen verbergen, der Riese!“ bemerkte Gotthard. „Wird schon kommen zu rechter Zeit, und zu keinem andern als zu Euch, Herr Jakob. Ihr habt ihm ja auch ein Fähnlein aufgehoben.“

„Das hab' ich,“ sagte Jakob von Embs.

„Warum ist er denn fortgegangen?“ fragte ein anderer. „Wo ist das gewesen?“ ein dritter.

„Bei Brixen," erwiederte der Oberst, und da mehrere fragend nach der Gegend zeigten, wo die Stadt unfern des Lagers in das Dunkel der Nacht verhüllt stand, setzte er hinzu: „Nicht hier, sondern bei Wälsch-Brixen, das sie Brescia nennen. Warum er fortgegangen ist, Ihr lieben Herren, das kann ich Euch nicht erzählen. Er hat mir aber versprochen, wieder zu kommen und dann fragt ihn selbst."

Von wem hier die Rede war? Sein Name, allen bekannt, wurde nicht ein einzigmal ausgesprochen, aber Bernhard's ungestüm pochendes Herz sagte ihm, wer dieser riesige Landsmann des Sachsen von Ende, der sich zu keinem andern Truppenführer als zu Jakob von Embs gesellen wolle, dem dieser noch die Hauptmannschaft über ein Fähnlein Landsknechte aufgehoben, nur sein könne. Sein aufgeregtes Blut, durch den ungewohnt viel genossenen Wein noch mehr entzündet, ließ ihn mit Sicherheit erwarten, der Mann, von welchem soviel gesprochen werde, müsse plötzlich aus der Nacht an den erleuchteten Tisch zu seinen alten treuen Genossen treten und sagen: „Hier bin ich!" und horch! dort nahte ein Hufschlag, kam gerade durch die Gasse auf die Versammlung zu, die ihn auch vernahm und erwartungsvoll verstummte. Es war aber nur ein Reisiger, ge-

sendet vom Marschall de la Palice, wie er meldete und Bernhard fühlte sich fast schmerzlich enttäuscht. Seltsam! Er hatte gegen den Wunsch seiner Mutter, gegen das Versprechen, das er ihr gegeben hatte, jedes Zusammentreffen mit ihm vermeiden wollen und jetzt, da es durch Zufall möglich gewesen wäre, hätte er es freudig begrüßt! So von streitenden Wellen ohne den Kompaß, der allein die Lebensfahrt lenken kann, stets in andere Richtung verschlagen, mühte er sich, den Leuchtthurm, den ihm die hochsprühende Brandung verhüllte, wieder zu finden. Konnte er dabei die Klippen und Riffe vermeiden?

„Keine Musterung, Ihr Herren!“ sagte Jakob von Embs, nachdem er das Schreiben, das ihm der Reisige gebracht, beim Scheine einiger zusammengestellter Lichter mühsam bis zu Ende gelesen hatte. „Der Marschall de la Palice gibt mir Befehl im Namen des königlichen Statthalters, Prinzen Gaston de Foir, ohne Verzug über Botzen und Trient zu ihm zu stoßen, da er mit seiner Macht dem Kaiser zuziehen solle, um noch in diesem Jahre etwas entscheidendes gegen Padua oder im Thale der Brenta zu unternehmen. Vielleicht, daß es jetzt besser glücke, als vor zwei Jahren. Eine Musterung über das

neugeworbene Volk werde dießmal nicht abgehalten werden: er verlasse sich auf deutsche Treue."

Die Hauptleute riefen freudig ihre Zustimmung aus und besprachen lärmend und streitend die Unternehmungen, welche etwa noch im Sommer gelingen könnten, als die Tafel schon aufgehoben war. Bernhard aber verabschiedete sich, und sprach seinen Entschluß aus, am nächsten Morgen wieder aufzubrechen. Jakob von Embs gab ihm, ohne nach dem nächsten Ziel seiner Reise zu fragen, noch einige gute Rathschläge, wo er etwa die weitere Einsicht in die Kriegshändel, die er zu erlangen gewünscht, finden könne, wenn er es nicht für gerathen finde, sich als Freiwilliger einem Heerhaufen anzuschließen, was freilich das beste sei, nur müsse er sich einen solchen wählen, der zu großen Unternehmungen bestimmt würde. Bernhard ließ sich darauf weiter nicht ein, dankte dem Obersten für seine herzliche Aufnahme, und zog sich, nachdem er auch von den Hauptleuten Abschied genommen hatte, in das ihm angewiesene Zelt zurück, wo er den zu seiner Bedienung bestellten jungen Menschen traf, aber so fest schlafend, daß er ihn nicht wecken mochte, sondern sich alsbald auf die bereitete Lagerstätte warf, um den Schlummer zu suchen. Er fand ihn erst spät, als der Osten nach der

kurzen Sommernacht sich bereits wieder zu lichten begann.

Neuntes Kapitel.

Am Altare.

Der Befehl zum Aufbruch für die Fahnen deutscher Landsknechte, welche Jakob von Embs zur Verstärkung der französischen Truppen in der Lombardei geworben hatte, war erst am Morgen bekannt gemacht worden, da in der Nacht nichts vorbereitet werden konnte. Es war damals nicht so leicht als heutzutage, wo die innere Ordnung und Administration mehr geregelt ist, eine Kriegsschaar in Bewegung zu setzen. Vorzüglich machte das Heergeräth und Heergefolge aller Art große Anstalten nöthig, denn die freien Kriegsleute, welche die Gemeinde bildeten, richteten sich auch im Felde möglichst häuslich ein, schleppten Weiber, ehrlich angetraute wie zugelaufene, und Buben mit und vermehrten das Gepäck überall auch durch die Beutestücke, die nicht gleich in Geld zu verwerthen waren. So kam es, daß auch an dem Morgen, als die deutschen Knechte aus dem Lager vor Brixen aufbrechen sollten, mehrere Stunden vergingen, ehe sie den Marsch auf

Botzen antreten konnten, und es war kaum zu erwarten, daß ihr schwerfälliger Zug, der sich langsam im engen Thale des Eisack hinabwälzte, viel über Schloß Grießbruck hinauskommen werde. Für Bernhard von Linden, welcher dieselbe Straße nehmen mußte, wäre es eigentlich gerathen gewesen, mit dem Haufen zu ziehen, da er nun in den Bereich streifender Parteien gerieht, die einem einzelnen Reisenden leicht gefährlich werden konnten. Es trieb ihn aber rastlos vorwärts und sobald er konnte, freilich erst nach zwei Tagen, verließ er die große Straße und wandte sich links in die Val Sugana; auch dieser Weg genügte ihm noch nicht, sondern er schlug, bald von Landleuten bestimmt, denen er sich deutlich zu machen verstand, die Richtung über den Monte Malaro durch das Gebiet der ‚sieben Gemeinden‘ ein, jener deutschen Niederlassung angeblich aus uralter Zeit, von versprengten Cimbern nach der Schlacht bei Verona, also hundert Jahre vor Christo gegründet. Hier wurde Bernhard, welcher von dem Dasein dieser deutschen Gemeinden im fremden Lande keine Ahnung hatte, durch die Sprache seiner Heimath angenehm überrascht, fand auch deutsche Sitten wieder und fühlte sich unter dem biedern Landvolk, das ihn gastlich aufnahm, so wohl, daß er einige

Tage in dieser glücklichen Abgeschiedenheit verweilte. Aber länger durfte er nicht bleiben, wenn er noch von dem neuausbrechenden Kampfe die Gegenden, in welche sich derselbe, wie er aus den Gesprächen der Hauptleute vernommen, wohl spielen werde, unaufgehalten hinter sich bringen wollte. Ein Führer, welcher schon oft in den schönen Städten der Ebene, Vicenza, Padua, Treviso gewesen war, brachte ihn auf anmuthigen Pfaden über die Berge und erzählte ihm viel von dem großen Heereszuge, der unter persönlicher Anführung des Kaisers vor zwei Jahren an Padua's Mauern gescheitert war: der Mann hatte sich damals selbst im Lager befunden als Dolmetsch, wozu er sich auch Bernhard anbot, wenn er ihn mitnehmen wolle Aber dieser lehnte das Anerbieten ab und ließ sich nur noch die Warnungen gefallen, die ihm der Abkömmling der alten Germanen auf den Weg gab. Vor wälscher Hinterlist und wälschem Betruge soll er sich hüten, den Frauen, die leicht ein Herz zu schmucken Fremden faßten, aus dem Wege gehen — Mädchen könne er schon eher trauen, die seien dort auch fromm und sittig, aber die verheiratheten Weiber nicht, — unterwegs solle er aber Aug' und Ohr offenhalten, daß er nicht

den türkischen Reitern, welche die Signoria über das Meer gebracht, in die Hände falle.

„Türkische Reiter?" wiederholte Bernhard verwundert. „Du meinst die Illyrier, welche Stradioten genannt werden." Er mußte an Haugwitz denken: war doch der Hengst, den er ritt, auch von einem Stradioten erkauft.

„Die Stradioten kenne ich wohl," erwiederte der Landmann. „Das sind auch fremde Reiter von jenseit des adriatischen Meeres, aber Christen doch immer, wenn sie auch wie Heiden aussehen und die Menschen so behandeln. Ich meine aber wirkliche ungläubige Türken, welche unsere Signoria zu Venedig in Sold genommen hat. Sie haben im vorigen Herbst bis an unsere Berge gestreift und im Lande, davon sie bezahlt werden, schlimmer gehaust als die Franzosen. Besser wäre es schon, der Kaiser schlüge alle heraus, die nicht hergehören und wir kämen wieder, wie in alten Zeiten, zum Reiche. Das wäre besser für uns." Mit diesem Wunsche, der vor der Hand noch nicht in Erfüllung gehen sollte, trennte er sich von dem jungen Landsmann, dem er alles Glück auf den Weg wünschte. Da regte sich auf einmal in Bernhard der Gedanke, daß es doch seltsam von ihm sei, die Gelegenheit vorübergehen zu lassen, dem

ritterlichen Kaiser Max, von dessen Ruhm alle Landen voll waren, ins Angesicht zu schauen, da er doch noch im Felde stand, und wie es im Lager des Embs geheißen, wohl gegen Padua wieder vorrücken werde. Zögernd ritt er daher seine Straße, die ihn nun mitten in das Herz des feindlichen Gebietes führte, und er wäre vielleicht seitwärts zur rechten Hand wieder abgebogen, wenn er nicht zugleich zum Bewußtsein dieser stets erneuten Unschlüssigkeit gekommen wäre und sich deren, zum erstenmale! geschämt hätte. So zog er denn die Zügel seines Pferdes straff an, setzte sich fest in den Sattel und blickte hinaus in die Ferne, wo sich ihm die fruchtbare Ebene mit ihren Wasseradern, und den vielen Städten und Flecken wie ein Paradies — Haugwitz hatte ganz recht! — eröffnete. Hinter ihm, wie er seine Reise unangefochten fortsetzte, traten allmälig die Vorhügel zusammen, welche die Riesenhäupter der Alpen verdeckten, dann kleideten sich auch diese in den zauberischen Duft der Ferne, und er schaute nicht mehr zurück, wie er noch in den ersten Tagen oft genug gethan hatte. Selbst der Gedanke, der wie ein Wurm an seinem Herzen genagt hatte, der Gedanke, daß er nicht mehr zweifellos achten und verehren könne, die ihm als Urbild aller Frauentugend erschienen war,

schien wie durch einen wohlthätigen Spruch gestillt zu sein, und wenn er ihn zuweilen noch heimsuchte, weckte er nicht den brennenden Schmerz in ihm, sondern nur eine Wehmuth, die seine Hände nicht im Grimm verkrampfte, sondern sich falten ließ zum Gebet. Dieß Versprechen, das er auch seiner Mutter gegeben hatte, konnte er wenigstens halten — noch hatte er keinen Anlaß gefunden, das Gebet zu scheuen.

Die fremden Erscheinungen des italienischen Lebens nahmen sein lebhaftes Interesse in Anspruch; er war mit einem günstigen Vorurtheil, das die Erzählungen des Herrn von Haugwitz in ihm geweckt hatten, nach Italien gekommen, und was er bisher erfahren hatte, konnte dasselbe nicht entkräften. Er fand die Warnungen vor wälscher Hinterlist nirgend bestätigt — überall, obgleich er der Sprache nicht mächtig war und nur allmälig einige Worte erlernte, kam man ihm freundlich entgegen und auch die Habgier, die ihm geschildert worden, hatte er noch nirgend bemerkt, im Gegentheil war an manchem Orte, wo er einkehrte, die Bezahlung auf eine feine und anmuthige Weise, halb scherzend, abgelehnt worden. Allerdings trugen auch hier seine Schönheit, der Adel unentweihter Jünglingskraft, der ihn schmückte, viel dazu bei, ihm das Wohlgefallen des leicht zu Lieb-

und Haß zu entzündenden Volkes zu gewinnen. Auch sah ihn bei seinem glänzenden schwarzen Haar und dem kühngezeichneten Profil seines schönen Gesichts, das, wie wir wissen, dem seiner Mutter glich, niemand für einen Deutschen an, und da man auch keinen Franzosen in ihm erkannte, noch minder einen jener hagern, olivenfarbigen Spanier, welche von Neapel heraufgezogen waren, um das Gebiet der durchlauchtigen Republik Venedig zu verwüsten, so gab seine Erscheinung viel zu denken, besonders, weil er trotz seines vornehmen Wesens und seiner fürstlichen Freigebigkeit so ganz allein, ohne alles Gefolge, reiste. Was die Freigebigkeit betraf, müssen wir freilich, der Wahrheit zuliebe, sagen, daß sie weniger Vorsatz als Unkenntniß war. Er befand sich aber wohl dabei.

In Padua hielt er sich wieder mehrere Tage auf, dießmal seines Pferdes wegen, das sich eine leichte Verletzung am Hufe zugezogen hatte und deßhalb geschont werden mußte, bis die Entzündung vorüberwar. Die prächtige Stadt mit ihren Arkaden, welche in allen Straßen das Erdgeschoß der Häuser bilden, machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck; es dünkte ihn fast lächerlich, daß er dabei an die Bauart mancher alten deutschen Stadt

denken mußte, wo diese Bogengänge sich im bescheidenen Maßstabe auch finden und Lauben genannt werden. Damals war Padua noch stark bevölkert und das Selbstgefühl der Bürger, die bei der Vertheidigung mitgeholfen, bedeutend gesteigert worden, daß ein Kaiser mit starker Heeresmacht, wobei die Blüthe auch des französischen Adels, von ihren Mauern hatte abziehen müssen. Bernhard's Hauswirth, der mehrmals in Deutschland gewesen war, wo er Handelsverbindungen in Augsburg und Nürnberg hatte, sprach soviel deutsch, daß er ihm die Geschichte dieser Belagerung erzählen konnte; er spottete darüber, daß der Sturm unterblieben sei, weil die französischen Ritter, denen der Kaiser ihn angesonnen, nicht mit gemeinen Landsknechten in einem Haufen, sondern nur mit den deutschen Rittern hätten stürmen wollen, diese aber vorgeschützt, daß sie nur zum Kriegsdienst zu Roß verpflichtet seien. Bernhard verdroß der Spott des Italieners, er gerieth darüber mit ihm in Streit und trennte sich ganz erhitzt von ihm, um in der Abendfrische sein Blut abzukühlen, das in zornige Wallung gerathen war. Langsam schritt er über den grünen, vom Wasser umspülten Prato della valle, der von lustwandelndem Volke belebt war, alle Stände, jedes Alter hatten sich hier gemischt, und die lauteste

ungezwungenste Fröhlichkeit herrschte; nur gegen die große, schöne Kirche mit acht Kuppeln hin, welche den Platz auf der einen Seite schließt, wurde es stiller. Auch in Bernhard war es stiller geworden und es zog ihn in das Heiligthum, dessen Pforten, wie immer, den Gläubigen offenstanden, um hier zu jeder Stunde ihre Sorgen auf den Herrn werfen zu können. Kerzen flimmerten in dem geweihten Raume, ein Priester hielt stille Messe an einem der Seitenaltäre — galt es der Seele eines Abgeschiedenen? Leise trat Bernhard an das heilige Gefäß am Eingange, um Weihwasser zu nehmen — da bot es ihm eine schlanke, verschleierte Gestalt nach der schönen Sitte des Südens, seine Hand berührte die ihrige und zeichnete sich, allen irdischen Nebengedanken entfremdet, über Stirn und Brust mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes. Sie ging voran über den marmornen Fußboden und es war ihm, als müsse er ihren schwebenden Schritten folgen, die ihn nur zu seinem Heile führen konnten. An einem Altare, wo eine Lampe in silberner Ampel brannte, wahrscheinlich zum ewigen Gedächtniß von einem frommen Christen aus der Gemeinde der heiligen Justina gestiftet, blieb die Verhüllte stehen und ließ sich auf ihre Kniee nieder: Bernhard kniete, von seinem Andachtsgefühle hinge-

rissen, neben ihr, sie bemerkte es, aber es verwunderte sie nicht, noch schien es sie zu verletzen — mit leichter Hand schlug sie den weißen Schleier von ihrem Antlitze zurück und Bernhard's Auge, unwiderstehlich angezogen, erblickte eine so wunderbare Schönheit, daß es ihn durchzuckte wie ein elektrischer Strahl, im ersten Momente schreckhaft zu nennen, ehe dem Eindruck, der bei ihm, wie alle Gefühle sich seltsam gestalteten, einer Anwandlung von Furcht glich, eine süße Wonne folgte. Da senkte er, wie die holde Erscheinung neben ihm, sein Haupt zum stillen Gebete, und als sie aufstand, erhob er sich auch, folgte ihr wieder, verneigte sich gleich ihr, vom Eingange zurückgewendet, noch einmal gegen den Hochaltar, wo das Bild des Erlösers, ein plastisches Meisterwerk, prangte, und trat dann dicht hinter ihr in das Freie. Hier stand sie, gleichsam überrascht, still und sah sich mehrmals nach verschiedenen Seiten um — gewiß suchte sie jemand. Es waltete über dem weiten Prato das Dämmerlicht des Spätabends; in den Baumgängen, welche ihn einschließen, wirrte und wogte noch immer das Gewühl der Menge, welche die Frische genoß; jenseits schimmerten die Lichter aus den dunklen Häusermassen und auch von dort schwirrte das Stimmengetöse, durch welches sich oft

ein gellender Laut oder ein schallendes Gelächter Bahn brach. Die Dame, welche noch unschlüssig auf der letzten Marmorstufe stand, schien offenbar Anstoß zu nehmen, sich allein in die Menschenwogen zu begeben; gewiß hatte sie jemand erwartet, der sie auf der Heimkehr begleite und sah sich nun durch dessen Ausbleiben in Verlegenheit. Einen halben Blick warf sie auf den Fremden, der wenige Schritt hinter ihr auch stehen geblieben war — ob sie von ihm Beistand hoffte? Bernhard wagte es nur noch nicht, ihr seine Begleitung anzubieten: nach seinen deutschen Begriffen einer strenger als jetzt, über die Sitte denkenden Zeit wäre es eine Verletzung derselben gewesen, und als er endlich, da sie noch zögerte und sich abermals nach ihm umsah, sein weniges Italienisch zusammenraffte, um ein Wort, eine Frage an sie zu richten, zog sie plötzlich den Schleier, den sie beim Heraustreten aus der Kirche wieder herabgeschlagen hatte, in dichtere Falten und schritt herzhaft von den Stufen mitten in den Strom der Vorüberwandelnden hinein. Da schnitt es Bernhard wie ein Vorwurf, daß er die Ritterpflicht versäume, durch die Seele und er machte sich auf, ihr in gemessener Entfernung, doch so zu folgen, daß er ihren weißen Schleier im Zwielicht nicht aus den

Augen verlieren und zu ihrem Schutze stets bereit sein konnte. Sie nahm den Weg an der Kirche des heiligen Antonius vorüber, des Schutzpatrons der Stadt, in welcher auch viel Menschen aus und eingingen, dann bog sie über den Platz zu dem riesenhaften Gebäude, das dem Fremden sein Hauswirth erst diesen Morgen gezeigt, dem Salun', wie die Paduaner kurzweg ihren Justizpalast nach dem ungeheuren Saale nennen, der das ganze obere Stockwerk einnimmt: die Stätte, wo ein furchtbares, unerbittlich strenges Recht gesprochen wurde. Bernhard's Blicke richteten sich aber nicht auf den Steinkoloß, sondern hielten immer den weißen Schleier fest, der gewandt durch die vielen wandelnden Gruppen schlüpfte nach dem Fruchtmarkt, wo noch jetzt saftige Pfirsiche, süße Trauben ausgeboten und in den von bunten Lampen erhellten Buden Melonen schreiend zerlegt wurden. An der Kirchenecke, wo der Trojaner begraben liegen soll, den die Sage den Stifter von Padua nennt, stand die Dame wieder still, als werde sie unsicher, dann aber trat sie entschlossen unter die nächste Arkade und ging nun rascher, denn die Bogengänge waren ziemlich leer. Auf einmal stürzte aus einer Querstraße eine eilende Schaar von mehr als zehn dunklen Gestalten und füllte, wenige Schritte vor der

Dame, doch ohne sie zu beachten, den ganzen Portikus des nächsten Hauses. Sogleich erscholl von fern ein donnernder Ruf, welchen jeder Paduaner, der in der Nähe war, verstand und als Mahnung zur eiligsten Entfernung ansah: es war der gegenseitige Anruf der Studenten, der in der Regel zu blutigen Raufereien führte. Die Musensöhne der ehrwürdigen Universität del Bò zu Padua waren deßhalb in ganz Italien berüchtigt und von ihrem wilden Rufe: Chi va li? Wer da? mit welchem sie im Abenddunkel rottenweise durch die Arkaden stürmten, hießen sie allgemein Chivalisti. Davon hatte Bernhard natürlich keine Ahnung, aber auch die verschleierte Dame, welcher er ohne ihr Vorwissen Ritterpflicht gelobt hatte, schien keine Paduanerin zu sein, sonst wäre sie wohl wie alle, welche in der Nähe waren, eiligst geflüchtet; sie stand nur erschrocken still, als sie den Ruf hörte, dem die Partei dicht vor ihr ebenso wilde Antwort gab, und erst das gegenseitige Anstürmen, das gleich darauf erfolgte, mochte ihr Aufklärung geben, daß hier ein Kampf entbrennen werde. Aber nun erst schien sie an ihre Stelle gefesselt — sie lauschte, vorwärts geneigt, soviel Bernhard, der ihr näher getreten war, erkennen konnte, ein wenig fuhr sie zusammen, als wirklich Schwertgeklirr, neue

tobende Stimmen und sprühende Stahlfunken den Ausbruch des Gefechtes verkündigten, aber sie wich nicht vom Platze. Lag ihr Weg vielleicht in jener Richtung, oder wußte sie einen Bekannten, einen Geliebten vielleicht in jenem rasenden Nachtgefechte? Da plötzlich verstummte es wie abgeschnitten: ein dunkler Knäul von Fliehenden wälzte sich im schnellsten Lauf von dort zurück — jetzt erst erkannte die Dame ihre Gefahr, wollte fliehen, zu spät! Schon stürzte die Menschenwoge über sie und brach sich an ihr, sie begrabend, aber nicht fortgerissen wurde sie von ihr, obgleich sie, von weiblicher Furcht übermannt, die Geistesgegenwart, selbst die Besinnung verloren hatte. Als diese ihr zurückkehrte, fand sie sich an der Brust eines fremden Mannes, der sie mit starkem Arme schirmend umfangen hielt; sie wußte nicht, daß sie unwillkürlich bei ihm Rettung gesucht hatte, sonst würde sie sich noch rascher aus seinem Arm gerafft haben.

„Dank, Signor!“ sagte sie, kaum hörbar, mit bebender Stimme.

Er war in diesem Momente keiner italienischen Silbe mächtig. Sie sah sich zweifelnd um, es war als müsse sie sich erst besinnen, wo sie sei, aber mit einemmale sich stolz aufrichtend, sprach sie nun mit

fester Stimme: „Dank, Signor! Es ist vorüber!“ und setzte ihren Weg rasch fort. Da überkam ihn ein Gefühl, als drohe ihm ein unersetzlicher Verlust und er fand doch ein Paar gebrochene italienische Worte, die ihr seine fernere Begleitung anboten.

Ein Fremder war es also, der neben ihr in der Kirche Santa Giustina gebetet hatte! Sie reichte ihm ohne alle Ziererei den Arm. — „Ich bin keine Paduanerin,“ sagte sie, als sie vertrauensvoll mit ihm durch die Arkaden weiter ging. „Mein Vater ist mit mir in Venedig gewesen, wo wir Verwandte haben, wir sind nur diese Nacht in Padua — mein Vater war mit mir auf dem Prato und wollte mich an der Kirche abholen, aber ich weiß, daß er noch Geschäfte hatte, er ist ein Kaufmann, Signor. So ging ich allein nach unserm Hause zurück, denn ich fürchte mich nicht — aber sagt mir, was bedeutete dieser entsetzliche Kampf in einer friedlichen Stadt? Ich glaubte schon, die grimmen Deutschen seien heimlich eingebrochen und mordeten, wie es ihre Art ist.“

„Da sprecht Ihr nicht gut, Signora!“ erwiederte Bernhard, seinen Sprachschatz nach Kräften musternd und ausgebend. „Haßt Ihr die Deutschen?“

„Sicuro!“ sagte sie gelassen mit dem allzeit

fertigen Schlagwort der Italiener. „Gewiß! Ich hasse sie, ja! Ihr seid kein Deutscher, Signor."

„Doch bin ich ein Deutscher" — gab er zur Antwort; eine weitere Erklärung über seine Heimath, Schlesien, ein deutsches Land, obgleich es nicht zum deutschen Reiche gehörte, konnte er in fremder Zunge nicht zu Stande bringen.

Sie lachte. „Dann hasse ich auch Euch!" rief sie heiter. „Eine Ausnahme kann ich nicht machen. Dem Ritter, der mich sicher durch die Gefahren leitet, meinen Dank von Herzen, dem Deutschen meinen Haß, auch von Herzen. Scheidet das. — Dort seh' ich schon die Thüre unsers Hauses. Dank, so vielen! noch einmal, und wollt Ihr mir Euren Namen sagen, damit ich ihn behalte, wenn er nicht zu barbarisch klingt?"

Bernhard hatte ihr mit Anstrengung gelauscht, und sie bei dem klaren Organe und der sichtlichen Bemühung, dem Fremden deutlich zu sprechen, auch dem Sinne nach ziemlich verstanden. Er nannte seinen vollen Namen: Bernhard von Linden. Sie schüttelte den Kopf: „Bernardo, das ist mir genug," sagte sie. „Das andere kann ich mir nicht merken." — Eine kleine Pause machte sie, als erwarte sie noch etwas von ihm — er brannte vor Begier, auch

ihren Namen zu hören, aber zu fragen wagte er sie nach seinen deutschen Ansichten nicht, und da er in seiner Unbeholfenheit der Sprache sich vergebens mühte, noch irgend ein passendes Wort für sie zu finden, brach sie kurz und schnell auf, ihm nur noch ein frostiges: „Addio, Signore!" hinwerfend.

Er stammelte etwas, das sie nicht mehr verstand, denn sie war schon in dem gewölbten Thorwege, vor welchem sie stehen geblieben, verschwunden und gleich darauf hörte er auch im Innern des Hauses laute, fröhliche Stimmen, welche sie wahrscheinlich begrüßten und nach allem fragten. Vergebens horchte er, um noch einmal aus den übrigen den klaren, etwas tiefen, aber seltenen Wohlklang ihrer Stimme herauszuhören, sie entfernten sich und verhallten. Langsam entfernte auch er sich, aber er nahm das Bild der schönen Beterin, das Gefühl, wie sie sich unbewußt Hilfe suchend an seine Brust geworfen und ihr angstbewegtes Herz stürmisch an dem seinigen gepocht hatte, unvergeßlich mit. Einige Mühe kostete es ihn, sich wieder zurechtzufinden; am Eingange seines Albergo stand der Padrone, der ihm trotz des gehabten Streites die Hand bot und nach seinen Befehlen fragte, im Fall er wirklich morgen schon, wie er geäußert, aufbrechen wolle. Bernhard war

aber andern Sinnes geworden: dem Impulse des Augenblicks folgend, gab er die Abreise, die er schon beschlossen hatte, auf. Ihn trieb ja nichts, die Herrlichkeiten der Dogenstadt, die ihn erwarteten, blieben ihm unverloren, in Padua aber hatte er soviel schönes und merkwürdiges noch nicht gesehen!

Das Leben auf den Straßen war allmälig stiller geworden, während es sich auf dem Prato und außerhalb der Mauern, wo jetzt wieder volle Sicherheit herrschte, in vollstem Schwunge noch bis zur Mitternacht regte. Bernhard hatte noch eine geraume Weile mit dem Wirth und einigen andern im Gastzimmer gesessen und sich das nächtliche Ereigniß, den kurzen Kampf unbekannter Gegner unter den Arkaden erklären lassen. Wahrscheinlich war Einer dabei gefallen, dann pflegten die Raufbolde in der Regel das Gefecht schnell abzubrechen und sich durch die Flucht dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, nur den nächsten Freunden des Gefallenen die Sorge um ihn überlassend. Der Padrone hatte seinen Gast dringend eingeladen, mit ihm morgen das Universitätsgebäude zu besuchen, wo er die Herren Studenten sehen und sich überzeugen könne, daß sie gar streitbar seien, auch werde ihm die Menge der Wappen, mit denen im Treppenhause und in den

Vorhallen alle Mauern bedeckt seien, wohl sagen, daß hier nicht allein der Adel Italiens vertreten sei, vielleicht könne er auch manches bekannte deutsche Wappen finden. — Gern hätte sich Bernhard mehr Auskunft über einen andern Gegenstand verschafft, aber er wußte nicht einmal das Haus zu bezeichnen, in welchem die Dame, deren Bild ihn nicht verließ, wohnte, und sie war keine Paduanerin. Von Venedig gekommen, mit ihrem Vater nur auf eine Nacht in Padua eingekehrt, morgen weiter reisend — wohin? — Er beschäftigte sich noch mit ihr, als er auf seinem Zimmer im offenen Fenster lag und Mandolinenklänge, mit dem Gesange einer volltönenden Mannesstimme abwechselnd, aus einer Seitenstraße zu ihm herüberschwebten. Gab es denn kein Mittel, sich Gewißheit zu verschaffen?

Zehntes Kapitel.

Eine Italienerin.

Er hatte Rath gefunden. Den Zweifel, was er damit bezwecke, ob es ein lauterer Antrieb sei, welchem er folgte, beschwichtigte er durch Schein-

gründe für die Berechtigung seines Thuns. Sie haßte die Deutschen, er wollte ihr wenigstens eine günstige Meinung von deutscher Ritterlichkeit geben. Ihn leitete ja keine freche oder tadelnswerthe Absicht; was konnte er dabei hoffen und wünschen? Sie reiste ab in entgegengesetzter Richtung, als die er morgen oder übermorgen einzuschlagen gedachte, er ging nach Venedig, woher sie kam, und vielleicht in einer Woche schon trug ihn die bemannte Galeere hinaus in die blaue adriatische See, um Italien so wenig als seine deutsche Heimath, wiederzusehen. Was konnte ihn also dazu bewegen, sich der Fremden, deren Namen er nie erfuhr, noch einmal zu nahen, als jener Gedanke zu Ehren deutscher Nation?

Noch in der Nacht hatte er dem Padrone, ehe er sich zu Bett legte, seinen Wunsch, am frühsten Morgen, bald nach Sonnenaufgang, einen Spazierritt in die Umgebungen der alten Stadt zu machen, mitgetheilt, damit er dem Stalldiener befehle, seinen Hengst bereitzuhalten. Mißtrauisch hatte der Wirth ihn angesehen und etwas von Bezahlung fallen lassen, da es doch denkbar sei, daß ihn irgend ein Umstand an der Rückkehr hindere, worauf der deutsche Edelmann aufbrausend vor der Gemeinheit, die ihm zutraue, er könne ohne zu bezahlen das weite suchen,

den Italiener damit beschämt zu haben glaubte, daß er ihm ungezählt die Geldkatze, die er um den Leib trug, mit all' den Nöthigkeiten, welche sie außer baarer Münze noch enthielt, in Verwahrung gab. Der Hengst stand demnach, sobald die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Firsten der Dächer vergoldete, wohlgefüttert und geputzt unter dem Sattel, und der Padrone hatte sich den süßesten Morgenschlaf abgebrochen, um den seltenen Gast ausreiten zu sehen. Er hielt ihm selbst den Steigbügel, als er aufsaß, bedauerte, daß er seine Begleitung abgelehnt habe, da er auf seinem trefflichen Maulthier gewiß kein schlechter Kumpan gewesen wäre und ihm die schönsten Punkte der Gegend hätte zeigen können, und wünschte ihm laut viel Vergnügen, in Gedanken aber, daß ihm ein ‚Zufall' begegnen möge, mit welchem accidente diese Nationalverwünschung immer einen Unfall meint. Dann wäre der Padrone zum goldenen Stern sein natürlicher Erbe gewesen.

„Weit wird er nicht reiten," äußerte der Stalliere, als er ihm nachsah. „Der Hengst geht ein klein wenig lahm."

Das bemerkte Bernhard auch, aber es verlor sich nach einigen Schritten und bald trat das Roß wieder mit festem, klingendem Huf auf die Stein-

platten des Pflasters, welches damals nur in den reichsten Städten zu finden war. Eine wunderbar erhöhte Stimmung hatte sich des Reiters bemächtigt: er war nun seiner Sache gewiß, entgehen konnte ihm der Augenblick nicht mehr, den er sich ersehnt und ausgemalt hatte. Vor Tagesbruch reiste in Italien, wo das Leben so spät erwacht, wohl niemand ab, er mußte sie also noch sehen, wenn er in der Nähe ihres Hauses hielt, das er sich nach der Kirchenecke, an welcher das Grab Antenor's gezeigt wird, wohlgemerkt hatte. Zu so früher Stunde, wo noch alle Fensterläden geschlossen waren, Aufsehen zu erregen, durfte er nicht fürchten. War er in dieser Beziehung sicher, daß er die Unbekannte wiedersehen werde, so stärkte es seine Haltung, daß er sich klar bewußt war, was er ihr eigentlich sagen wolle, ihr und ihrem Vater, der natürlich ihr Begleiter auf der Reise war.

Dort ragte die Kirche, und mitten auf der Straße hielt ein Knecht mit drei Maulthieren — Bernhard hatte die richtige Stunde wahrgenommen, und wie er freudig sein Auge zu den Fenstern des Hauses erhob, sieh! da blickte er gerade in das Antlitz, dessen Schönheit ihn gestern vor dem Altare Gottes wunderbar erschreckt und zugleich bezaubert hatte. Sie

hatte das Fenster geöffnet, um nach dem Himmel und der Sonne zu schauen, und ihr Blick streifte nun auch den Reiter, der an der Kirche halten geblieben war, als er die Dame im offenen Fenster gesehen hatte. Da machte sie eine überraschte Bewegung und verschwand augenblicklich. Schon fürchtete er, da sie ihn erkannt zu haben schien, daß er sie durch sein absichtliches Aufsuchen verletzt habe — bei einer deutschen Jungfrau wäre das vielleicht auch der Fall gewesen, wenn es so offen geschah, als hier: die Italienerin denkt aber nicht so streng, und er wurde auch bald von seiner Befürchtung befreit. Unter dem Portikus, den er von seinem Haltplatz nicht recht einsehen konnte, erschienen jetzt mehrere Personen: er sah, man umarmte sich, er hörte lautes Reden, offenbar gab es einen Abschied. Dann trat, wie eine Königin mit ihrem Gefolge, seine Dame hervor, neben ihr ein alter Mann im dunklen Kleide, das mußte ihr Vater sein, und mit beiden noch zwei oder drei Männer, welche ihnen das Ehrengeleit bis zum Abreiten gaben; in den Fenstern aber zeigten sich noch ein Paar Frauen, die einen letzten Scheidegruß hinabriefen und mit verkehrter Hand winkten. Das alles aber kümmerte Bernhard nicht, denn er hatte klar erkannt, daß die

Dame auf sein Herankommen wartete, ja durch ihren Blick, der ungescheut auf ihn gerichtet war, ihn dazu aufforderte, und so sprengte er denn in seinem Entzücken darüber so wild heran, daß die frommen Maulthiere scheu zurückfuhren und den Knecht, welcher eben seinem alten Herrn das seinige vorführen wollte, beinahe umgerissen hätten. Dicht vor ihnen hielt er nun und grüßte.

„Vater," sagte das Mädchen, indem sie die Verneigung des Reiters mit Anmuth erwiederte, „dieß ist Signor Bernardo, der Ritter, der mich gestern Abend beschützt hat."

Lebhaft wandte sich der alte Herr zu ihm, was er ihm aber sagte, war zu rasch und etwas dumpf, wie der echtlombardische Dialekt klingt, gesprochen, so daß Bernhard nichts davon verstand; daß es eine Art von Anerkennung seines zufälligen Ritterdienstes war, konnte er sich denken, und in diesem Sinne brachte er auch eine Art ablehnender Antwort zu Stande. Dann wollte er, wie er sich wohlüberlegt und in italienischen Worten memorirt hatte, seine cortesia — und das klang echt! — auch als Deutscher beweisen, aber sie unterbrach ihn beim Anfange gleich: „Ich dachte es mir. Wir reisen zusammen — seid uns gegrüßt, Signor." Schon hatte sie

sich mit Leichtigkeit auf ihr Maulthier geschwungen und ein strahlender Blick ihres Auges, der ihn traf, blendete ihn wie der Glanz der Sonne. Den Zurückbleibenden noch viele freundliche Grüße, dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung und der Vater nahm vorerst wieder Bernhard in Anspruch. Mehr gesammelt verstand ihn dieser auch besser und konnte gelegentlich ein Wort erwiedern. Von dem gestrigen Vorfall war natürlich die Rede, der alte Herr erklärte in ähnlicher Weise, wie Bernhard bereits von dem Padrone seines Gasthauses vernommen, das tolle Treiben der Studenten, das jedoch an ihm einen strengern Richter fand als an dem Wirth zum goldenen Stern, welcher von der Ausgelassenheit reicher Signorini manchen Vortheil zog. „In Brescia wäre dergleichen nicht möglich," sagte der Alte, „wir dulden keinerlei Uebermuth, am wenigsten von bartlosen Nobili." Er schob dabei die Unterlippe herrisch über die obere und hatte nun ganz das Ansehen eines der hartnäckigen Bürger des lombardischen Städtebundes, an welchem einst selbst die Kraft der hohenstaufischen Kaiser sich erschöpft hatte. Bernhard war er vom ersten Anblick an wie das Bild eines solchen erschienen. — „Ihr seid ein Deutscher, wie mir meine Tochter gesagt hat," fuhr er dann freund-

licher fort. „In friedlichen Geschäften müßt Ihr reisen, sonst würdet Ihr wohl nicht über Verona hinausgegangen sein, da der Kaiser mit unserer Signoria noch im Kriege steht. Seid Ihr ein Kaufmann?"

Bernhard verneinte das, den Zweck seiner Reise, das Vorhaben, in einen geistlichen Ritterorden zu treten, erklärte er jedoch nicht, er fühlte eine unverstandene Abneigung, sich auszusprechen — aus welchem Grunde? Rechenschaft konnte er sich darüber nicht geben. — Als er nichts weiter sagte, aber doch nach Worten zu suchen schien, lächelte das junge Mädchen, das an seiner rechten Seite ritt und bisher schweigend zugehört hatte, und sagte schalkhaft: „Laßt mich Euren Beichtiger sein. Ihr habt eine Sünde begangen und wollt in unserm gesegneten Lande Absolution finden, nicht wahr? Für Eure gute That von gestern sollt Ihr sie haben. Nehmt an, mein Vater, daß ich um die Geheimnisse Signor Bernardo's weiß und verschont ihn mit weitern Fragen, bis er mehr Italienisch gelernt hat. Wir wollen recht viel unterwegs plaudern, das wird Euch dazu verhelfen, Herr Ritter. Im Hause meiner Mutter sollt Ihr dann auch den guten Padre Lorenzo kennen lernen,

von dem könnt Ihr echtes Toskanisch hören und er spricht auch deutsch."

Sie nahm also an, er werde sie bis in ihre Heimath begleiten, welche nach des Vaters Aeußerung Brescia war. Wiederum Brescia — mußte er nicht glauben, daß diese Stadt eine verhängnißvolle Bedeutung für ihn habe, da er schon zu Hause, und wie oft unterwegs, immer wieder von ihr gehört! Da ging es ihm wie eine Quelle, die plötzlich durch Gestein bricht und in silberhellem Guße fröhlich dahinrauscht, im Geiste auf, nicht umsonst habe der ehrliche Herr von Haugwitz ihn angewiesen, nach Brescia zu gehen, wenn er einmal in Noth sei, nicht umsonst habe er ihm einen Namen genannt — und das Schicksal, das seine Aufmerksamkeit immer wieder nach jener Stadt gelenkt, sogar des unbekannten bittern Feindes Gedächtniß dazu benutzt habe, sei nun erfüllt und Frevel würde es sein, sich ihm zu widersetzen. Als könne es gar nicht anders sein, redete er seine schöne Gefährtin in diesem Gedanken an, und die Sprache floß ihm besser.

„Ihr wollt mir erlauben, Euch weiter als nur eine kurze Strecke, um Euch meinen Ritterdienst zu beweisen, das Geleit zu geben — aber ich bin ein

Deutscher und Ihr haßt die Deutschen, Signora Fiorina."

Sie sah ihn befremdet an. „Warum nennt Ihr mich Fiorina?" fragte sie ihn, ernst werdend, mit ihrer schönen Altstimme.

„Ich weiß es, Ihr seid Fiorina Diodati und dieß ist Euer Herr Vater Filippo — Ihr seid in Venedig zum Besuch gewesen, Herr, bei Eurem Bruder Andrea, der in der Merceria wohnt —"

Mit großem Erstaunen hatten sich beide, welche neben ihm ritten, nach ihm gewendet und ihn angehört, dann wechselten Vater und Tochter einen Blick, als wollten sie gegenseitig Erklärung suchen— „Wer hat Euch das gesagt?" fragte der Brescianer, und Bernhard lächelte beglückt bei dieser Bestätigung seiner Annahme.

„Kennt Ihr einen deutschen Edelmann, der viel in Brescia gelebt hat und dort Signor Ermanno genannt wurde?" entgegnete er.

„Denn kenne ich allerdings," sagte der Brescianer. „Ich habe ihn wenigstens gesehen. Was ist mit ihm?"

„Nun, von dem weiß ich, daß Ihr Herr Filippo Diodati seid und diese Signora, Eure Tochter

Fiorina, in einem Kloster erzogen — Ihr seht, ich bin gut unterrichtet."

Der alte Herr griff sich, verwundert über diese Zuversicht, in den grauen Bart; seine Tochter aber nahm noch ernster als bisher, das Wort: „Signor Bernardo, Ihr irrt. Wenn der deutsche Cavaliere Euch gesagt, daß ich Fiorina, und mein Vater hier Filippo Diodati sei, so kennt er beide nicht. Fiorina Diodati ist todt und ihr Vater hat Brescia verlassen— an meinem Namen schien Euch wenig gelegen zu sein, wie ich Ursache habe zu glauben; da Ihr mir aber einen falschen gegeben habt, wisset, ich heiße Francesca, und mein Vater Marco Marani. Nun aber sagt mir, wo man Euch so falsch berichtet hat? Ist Euer Freund hier gewesen, hat er uns gesehen, und wie kann er Euch dann diese traurigen Namen gesagt haben?"

Auf diese natürlichen Fragen wußte Bernhard in seiner Verlegenheit nicht zu antworten, er gab nur zu verstehen, daß er sich, weil sie von Venedig gekommen, wo Herr Filippo Diodati auch Verwandte habe, gedacht, sie müßten die Personen sein, von welchen sein Freund soviel gesprochen habe— dann faßte er das Wort: „traurig" auf, das ihm nicht verloren gegangen war, und fragte warum?

Ein Blick auf den Vater ließ Francesca die Antwort, die sie schon bereit hatte, ändern: „Wenn ich Euch sagte,“ erwiederte sie, „daß Fiorina, meine Kusine, gestorben, ist das nicht traurig?“

Bernhard verneigte sich theilnehmend. „Sie war sehr schön, wie mein Freund mir erzählte!“

„Sehr schön?“ entgegnete Francesca. „Eine unbedeutende farblose Blume, ihren Namen trug sie mit wenig Recht. Dennoch —“ hier unterbrach sie ihre Rede, welche weiter gehen wollte, als ihr Vater guthieß.

„Und Herr Diodati hat Brescia verlassen?“ wandte sich Bernhard an den alten Herrn.

„Nur für eine Zeitlang, hoffen alle guten Brescianer,“ erwiederte Marani, ohne sich näher auszusprechen.

Das Gespräch verstummte eine Weile und Bernhard, da sie nun in das Freie gekommen waren und einen Weg in ausweichender Richtung von der großen Straße eingeschlagen hatten, fühlte peinlich, daß es wohl an der Zeit sei, sich loszureißen. Das schweigsame, eher finstere als freundliche Benehmen des Vaters war auch keineswegs geeignet, ihn zu längerer Begleitung aufzumuntern. Er suchte noch nach schicklichen Worten, um Abschied zu nehmen, als Marani mit einem scharfen Blicke zu ihm sprach:

„Wann habt Ihr das Heerlager Eures Kaisers verlassen?“

„Des Kaisers?“ wiederholte Bernhard verwundert. „Ich habe es nie gesehen, komme von Trient herüber, habe wohl bei Brixen in Tirol ein Lager neuer Soldaten getroffen, aber die waren für französischen Sold.“

„Ha!“ rief Marani kurz und runzelte die Stirn. „Und wenn Ihr ein Deutscher seid, verzeiht mir die Frage, was sucht Ihr im Gebiete von Venedig? Glaubt Ihr nicht, daß man Euch für einen Späher halten könne?“

„Mich?!“ entgegnete Bernhard stolz und verächtlich; da erheiterte sich Marani's Blick ein wenig, denn er sah zu scharf und besaß zuviel Menschenkenntniß, um nicht den echten Goldklang der Wahrheit von falschem Metall zu unterscheiden.

„Aber von Trient nach Padua und nun wieder nach Brescia, Signor?“ sagte er. „Verzeiht meine lästige Neugier, aber da Ihr meiner Tochter einen so großen Dienst geleistet habt, möchte ich Euch gern meine Dankbarkeit beweisen und es beunruhigt mich, Euch auf gefahrvollen Wegen zu wissen.“

„Ich will nicht nach Brescia,“ sprach Bernhard,

dem der ängstlich gesuchte Anlaß zur Erklärung auf einmal wurde. „Nicht nach Brescia, sondern nach Venedig.“

Francesca blickte überrascht auf und ihr Auge, welchem Bernhard wie durch magnetischen Zauber angezogen, begegnete, sprach eine vorwurfsvolle Frage mit einem so räthselhaften Blicke aus, daß es ihn bis ins Herz traf und tief erbeben ließ in süßen Schauern.

„Nach Venedig!“ wiederholte Marani mit bedächtigem Tone. „Dorthin, wenn Ihr nicht mächtige Gönner habt, zu gehen, laßt Euch warnen. Es kann sein, daß vielleicht in kurzem sich wieder freundlichere Beziehungen gestalten — ja, ich glaube beinahe, daß — — gleichviel! Vor der Hand rathe ich Euch, nicht nach Venedig zu gehen, doch müßt Ihr freilich am besten wissen, ob Ihr eine scharfe Wachsamkeit zu fürchten habt.“

„Was soll ich zu fürchten haben?“ entgegnete Bernhard. „Ich will auch in Venedig nicht bleiben — mein Weg führt weiter, über's Meer —“ Auch jetzt konnte er das Ziel seiner Reise, Rhodus, nicht aussprechen.

„Ueber's Meer?“ fragte Francesca sanft und weich. „So wollt Ihr das schöne Italien schnell

wieder verlassen? Gefällt es Euch gar nicht? Oder müßt Ihr, zieht Euch eine Pflicht so gewaltsam hinaus in die Ferne?"

„Ich möchte ewig weilen im schönen Italien!" rief Bernhard.

„Ihr seid also gar nicht in unsern jetzigen bösen Händeln betheiligt?" unterbrach ihn vorsichtig der Alte. „Habt gar keine Partei ergriffen, seid kein Kriegsmann, sondern nur ein friedlicher Reisender?"

„Mich geht der Krieg nichts an," erwiederte der junge Deutsche ehrlich. „Auch ist mein Vaterland nicht Reichslehn und ich bin dem Kaiser nicht zum Dienst verpflichtet. Gar für fremdes Geld zu dienen, wäre mir keine Freude."

„Edle, hochherzige Gesinnung!" rief der Brescianer. „Dächten doch alle so, wahrlich der König von Frankreich würde nicht lange mehr einen Fuß in unserm Lande haben, denn wer schlägt ihm seine Schlachten, wer gewinnt ihm die herrlichsten Städte Italiens, als Eure Landsleute, die starken Deutschen und leider auch treulose Ghibellinen, welche ihr Vaterland um der Partei willen verrathen?"

„Wenn Ihr nicht an des Kaisers Dienst gebunden seid, bleibt bei uns!" sagte Francesca mit leuchtenden Augen. „Ihr wählt eine edle Sache

Sagt, was Ihr wollt, ein Krieger seid Ihr doch, mich werdet Ihr nicht täuschen, und hat Euer Arm mich schon einmal beschirmt, so weiht nun Euer Schwert einer Tochter Italiens, die Euch den Helm zur ersten Schlacht mit Rosen schmücken will, mit einem Kranze der schönsten Rosen!"

„Francesca!" sprach der Vater verweisend, und zu Bernhard gewendet, noch ehe dieser, hoch erglüht, den rechten Ausdruck fand, für welchen seine mangelhafte Sprachkenntniß zu arm war, sagte er: „Entschuldigt meine Tochter, welche in ihrer leidenschaftlichen Vaterlandsliebe übersieht, daß die Sache, für welche sie Euch gewinnen will, Euch eine fremde ist, und daß Ihr mit Recht verschmäht, um Lohn zu dienen. Bleibt dabei und laßt Euch durch keine Verheißung irremachen, auch wenn sie," setzte er mit feinem Lächeln hinzu, „glänzender wäre als ein Rosenkranz von Mädchenhand. — Reiset Ihr denn nach Venedig und habt, wie ich nun wohl glauben mag, nichts von der Staatsinquisition zu fürchten, so könnt Ihr Euch selbst überzeugen, daß ich Filippo Diodati nicht bin, wenn Ihr seinen Bruder Andrea, den Goldschmied, der allerdings in der Merceria wohnt, besuchen wollt: dort könnt Ihr meinen Vetter Filippo selbst finden. Er hat Brescia, seine Vaterstadt, nach

dem Tode seiner Tochter verlassen und sich verbannt, weil er an dem Heile unserer Sache ganz verzweifelt. Dächten alle so, möchte sie freilich verloren sein. Aber es gibt, dem Himmel sei Dank, noch Männer, die mit frischer That sie zu retten hoffen. — Da Ihr unbetheiligt seid, könnt Ihr kein Interesse haben, mehr darüber zu vernehmen."

Durch seine längere Rede hatte er Bernhard von seiner Tochter abgezogen, welche von Zeit zu Zeit ungeduldig herübersah, und dann wieder mit dem Zügel ihres Maulthieres spielte, diesem so empfindlich, daß es den Kopf mehrmals zurückwarf und die bunten Quasten des Reitzeugs schüttelte. Bernhard, nachdem der erste Impuls, der ihn vielleicht zu einem unbedachten Schritte hingerissen hätte, mit Hilfe des Vaters abgelenkt war, fühlte sich in einem peinlichen Zwiespalt mit sich selbst, antworten mußte er aber beiden, und so sprach er zuerst zu Francesca: „Euch mein Schwert zu weihen, Madonna, wenn Ihr je seiner bedürfet, wird mich stets glücklich machen. — In diesem Kampfe, Signor," richtete er dann sein Wort an den Vater, „welcher um Venedig geführt wird, wenn ich es recht verstehe, bin ich allerdings unbetheiligt und werde Euren Rath

stets befolgen. Ich danke Euch und Signora Francesca tausendmal für Eure Güte."

Ein verächtliches Lächeln spielte um Francesca's schönen Mund, sie hatte keinen Blick mehr für ihn. Der Vater aber wurde um so freundlicher gegen den Jüngling, ließ sich von ihm erzählen, wie er seine Reise gemacht, forschte ihn scheinbar ganz absichtslos über die Stärke und den Zustand der deutschen Truppen aus, die er vor Brixen gesehen hatte, hörte mit ungläubiger Miene, was ihm von der Bestimmung derselben nach dem zur Nacht eingegangenen Schreiben des Marschalls de la Palice ohne Arg mitgetheilt wurde, und lud dann, als er nichts mehr von ihm zu erfahren wußte, Bernhard freundlich ein, mit ihm und seiner Tochter bis Monselice zu reiten, wo sie Mittag und Siesta halten wollten, um erst zu Abend im ‚sereno' ihren Weg fortzusetzen. Er würde ihn dann noch um eine Gefälligkeit bitten. Bernhard sagte im voraus letztere zu.

„Ihr macht aber einen weiten unnützen Weg, Signor Tedesco," bemerkte Francesca, das letzte Wort merklich betonend. „Es thut mir leid, daß Ihr Euch um Fremde so sehr bemüht."

Er richtete einen Blick auf sie, wie etwa ein wehrloser Pilger zu einem Begleiter aufschaut, der ihn

plötzlich mit scharfen Waffen, denen er nichts entgegenzusetzen hat, anfällt. Sie erröthete und schwieg, ließ auch während des ganzen Rittes, der noch manche Miglie zurückzulegen hatte, nur selten ein Wort von sich hören. Desto gesprächiger war ihr Vater. Er schien volles Vertrauen zu dem jungen Fremden gefaßt zu haben, machte kein Geheimniß daraus, daß er die gerade Straße über Vincenza und Verona gemieden, weil die letztere Stadt von den Kaiserlichen besetzt sei und ließ sogar manche Aeußerung fallen, welche für Bernhard, wenn er nur besser die Feinheiten der italienischen Sprache verstanden hätte, hinreichend gewesen wären, um zu durchschauen, daß er nicht in Handelsangelegenheiten, sondern in wichtiger Sendung Venedig besucht habe. Es leuchtete durch seine Worte zuweilen eine unverkennbare Freudigkeit, als habe er etwas großes vollbracht. „Ihr wundert Euch vielleicht, daß ich in dieser gefahrvollen Zeit meine Tochter mit auf die Reise genommen," sprach er, als sie eben über die Brücke bei Battaglia ritten, und Francesca den Namen des Fleckens bedeutungsvoll verkündigt hatte. „Aber Ihr könnt selbst urtheilen, ob sie einen kriegerischen Sinn hat oder nicht. Zurücklassen konnte ich sie nicht, wo unsere Stadt unter französischem Joche schmachtet und vor Ueber-

muth und Gewaltthat der Seigneurs kein Mensch sicher ist.“ Er sprach das Wort Seigneurs mit echt französischem Akzent aus. „Und in Venedig zu bleiben bei den Diodati, unter dem Schutz des geflügelten Löwen, war sie auf keine Weise zu bewegen.“

„Nein, Vater! Ich will —“ aber der Vater winkte ihr strafend mit den Augen und sie verstummte wieder.

Monselice war endlich erreicht. Die Sonne stand schon hoch und die Hitze auf dem staubigen, schattenlosen Wege, der sich zwischen den mit Baumreihen und Weinreben von Stamm zu Stamm eingehegten Kulturen hinschlängelte, war drückend. Kein Mensch ließ sich mehr auf den Feldern sehen, auch die Häuser des Städtchens lagen wie ausgestorben, als sich die Reisenden näherten. Marani hielt sein Maulthier an und sah sich nach dem Diener um, welcher flugs vorgeritten kam. „Man muß vorsichtig sein,“ äußerte der Alte gegen Bernhard und gab dann seinem Knecht im Volksdialekte, welcher dem Fremden ganz unverständlich blieb, Befehle, worauf derselbe absaß, sein Thier an die nächste Ulme band und zu Fuß in die offene Gasse des Städtchens ging.

„Traurig und schmachvoll!“ rief Francesca. „Im eigenen Vaterlande den Feind zu suchen!“

„War es anders in Italien, seit Guelfen und

Ghibellinen sich bekämpft haben?" entgegnete der Vater. „Lauerte da der Verrath nicht in jedem Hause, brannte die Zwietracht der Parteien nicht in jeder Stadt? Heil Venedig, daß sie dem Grauen ein Ende gemacht hat wenigstens auf ihrer Terra ferma! Möge sie auch die äußeren Feinde wieder über Var und Rhône jagen! O Freund, wenn der Kaiser wollte! Wenn er Frieden schlösse mit uns, dem unnatürlichen Bunde mit Frankreich entsagte, abriefe sein Kriegsvolk, das um französisches Geld unter den goldenen Lilien dient! Schon sind auch die Schweizer zu Feinden Frankreichs geworden, der Untergang des Königs wäre gewiß und wie in alter Zeit möchte dann jenseit des Mincio der Adler des römischen Reiches wieder gebieten!" — Er hatte sich auch hinreißen lassen, der alte schlaue Bürger von Brescia, ritt aber nun seinem Diener entgegen, der mit der beruhigenden Meldung zurrückkam, daß in Monselice alles sicher sei und die Renner der Kaiserlichen, welche sonst wohl von Vicenza und Verona bis hieher gestreift, sich nicht mehr so weit wagten, seit sich die Stradioten dazwischengeworfen. Mit diesen leichten Reitern konnten sich keine andern messen. Die Reisegesellschaft zog also in die kleine Stadt ein, um ihre Mittagsrast zu halten.

Eilftes Kapitel.

Fiorina.

Im steinernen, vor dem Licht wie vor der Wärme verdunkelten Hause litt es Bernhard nicht; er verließ das nach dem Flur offene stehende Gemach, wo er nach der Mahlzeit allein geblieben war und suchte freie Luft. Francesca hatte sich in die Kammer der Wirthin zurückgezogen, um sich vom langen Ritte auf dem Lager von Reisstroh auszuruhen. Ihr Vater, der es ausdrücklich verlangt hatte, saß bei dem Wirthe in der Nebenstube und schrieb.

Draußen fand Bernhard eine Thüre, die auf eine Freitreppe führte: ein kleiner Garten lag unter ihm, kaum dreißig Schritt im Geviert und ziemlich verwildert. Aber es gab doch unter den beiden schwarzen Cypressen, welche ihre spitzen Pyramiden hoch über das Dach des Hauses erhoben, üppiges Gras, und weiter hin wucherten rothe, prächtige Blumen, die der Fremde nicht kannte — so stieg er hernieder, legte sich auf den Rasen, wo ihn die Cypressen beschatteten und sah träumerisch zu den Wipfeln empor, die von einem leichten Winde bewegt, sich neigten und wieder aufrichteten; kein Schlaf kam in sein

Auge, dazu war seine Seele zu voll, aber er schloß wohl die Lider für einen Moment und es war kein Wunder, daß er im tiefen Schlummer geglaubt wurde.

Ein lindes Wehen auf seinem Antlitz — er schlug die Augen rasch auf und blickte in zwei fremde Augensterne, die sich über ihn geneigt hatten, ihn zu betrachten. Einen Moment nur tief in einander versenkt — dann schnell zum Bewußtsein gekommen, beide! „Ich setze mich zu Euch, Bernardo," sprach die klangvolle Stimme, die ihn stets entzückte — er hatte sich schnell aufgerichtet, aber er wähnte zu träumen.

„Francesca!" sagte er innig. „Ihr haßt mich nicht?"

„Seid still. Ich habe Euch nur ein Paar Worte zu sagen. Mit einer Lüge mag ich nicht von Euch scheiden — ja, ich bin Fiorina Diodati, von welcher Euer Freund zu Euch gesprochen hat, ich weiß nicht, weßhalb. Mein Vater ist in Venedig bei seinem Bruder und hat mich meinem Oheim anvertraut, Marco Marani, den Ihr bei mir seht, das ist Wahrheit. Zu Hause liegt meine Mutter krank — da konnt' ich nicht fern bleiben."

„Todt sagtet Ihr Euch, Fiorina!" rief Bernhard,

von ihrem Vertrauen selig und tief ergriffen. Warum dieß schreckliche Wort?"

„Todt mußt' ich sein — o fragt mich nicht! Das kann ich Euch nicht sagen — einmal bin ich gerettet worden, sonst wäre ich eher dem Tode verfallen, als daß ich gelebt hätte, ein Fluch meines Volkes!" Ihr schwarzes Auge blitzte, ihr Antlitz wurde streng und bitter, aber gleich ebneten sich wieder die zürnenden Wellen ihrer Stirn und mit einem Blicke strahlender Milde sah sie Bernhard in das Auge, das nicht einen Moment von ihr ließ.

„Ich will aber nicht von mir sprechen, sondern von Euch. Mein Oheim hat uns zu trennen geglaubt, damit ich nicht reden sollte, was ihm gefährlich scheint. Ihr aber könnt kein Verräther sein, nicht wahr, Bernardo?" Sie reichte ihm die Hand, deren Berührung ihn durchzuckte. — „Mein Oheim schreibt Briefe, die er Euch mitgeben wird, da Ihr nach Venedig geht, einen an meinen Vater und den andern an den Feldherrn Andrea Gritti, der uns mit einer schnellen Schaar heimlich, ehe es der Feind ahnt, zu Hilfe kommen soll, um Brescia zu befreien. Das hat mein Oheim mit den Herren im Palazzo ducale verabredet, deßhalb ist er nach Venedig gekommen auf Gefahr seines Lebens, wenn ihn die

Franzosen aufspürten — seht, ich vertraue Euch alles, Bernardo, Ihr werdet Fiorina nicht verrathen. Nun hört weiter. Ihr habt erzählt von deutschen Kriegern, die aus Tirol kommen, von neuen Anschlägen — das schreibt mein Oheim dem Gritti, damit er Fleiß und Eile verwende, und Ihr sollt den Brief überbringen. Ein gefährlicher Auftrag jetzt, wo Ihr leicht mit streifenden Feinden zusammentreffen könnt — darum, Bernardo, lehnt ihn ab. Wenn Ihr in Feindes Hand fallet, und sie finden die Briefe bei Euch, seid Ihr verloren und auch unser Geheimniß ist verrathen; ich habe vergebens meinem Oheim Vorstellungen gemacht, er spottet meiner Frauenfurcht und will nichts hören. So nehmt Ihr denn meine Warnung an, verweigert den Dienst!"

„Ich habe ein Versprechen gegeben, und breche das nie," erwiederte Bernhard. „Euer Geheimniß soll aber auch sicher sein, ich habe gute Augen, die Gefahr von weitem zu erkennen, und mein Pferd ist schnell wie ein Vogel. Würde ich aber auch gefangen, so vernichte ich die Briefe, ehe ich sie mir nehmen lasse."

„Glaubt Ihr, daß ich nur das Geheimniß, nicht auch Euch bedenke?" sagte Fiorina wieder mit dem

Blicke, der all' seine Pulse branden ließ. „Nehmt die Briefe nicht an!"

„Ich kann mein Wort nicht brechen," versetzte er. „Ihr haßt die Deutschen, aber ihre Treue sollt Ihr ehren."

„Treue, wahrhaftig!" wiederholte sie. „Das weiß ich." Sie schwieg und zerpflückte gedankenvoll die Blumen im Grase.

Nach einer Weile begann Bernhard: „Ich erscheine Euch roh und ohne alle Sitte, nicht wahr, daß ich Euch nicht geloben konnte, was gegen meine Ueberzeugung war."

„O schweigt davon!" unterbrach sie ihn. „Das habe ich schon wieder vergessen. Es war thöricht von mir." Sie stand auf und Bernhard sah mit einer Bitte, die nur sein Auge auszudrücken wagte, zu ihr empor. Aber so wohl er auch verstanden wurde, sprach sie doch: „Lebt wohl, Bernardo. Seid glücklich und zufrieden."

„O bleibt noch!" fand er den Muth zu sagen und reichte ihr, sich ebenfalls erhebend, die Hand.

Sie legte unbedenklich die ihrige hinein. „Wir scheiden auf immer," sagte sie weich, „warum also noch länger verweilen? Kehrt Ihr aber doch einst zurück und kommt nach Brescia, so erinnert Euch an

Fiorina und fragt, ob sie noch lebt und was aus ihr geworden ist." Rasch zog sie jetzt ihre Hand zurück, sah stolz auf und kam dem Ausbruch seiner Aufwallung zuvor: „Nicht um den höchsten Preis wünschte ich, daß Ihr Eure Vorsätze ändern möchtet! Ich würde kein Wort, kein Versprechen von Euch annehmen! Geht mit Gott, Signor Bernardo, und sagt meinem Vater, daß er um Fiorina nicht sorgen soll, sie bewahre seine letzte Gabe treu auf ihrem Herzen!" Ihre Rechte zuckte dorthin und zwischen den Falten ihres weißen Busentuchs traf ein Stahlblitz das Auge des Jünglings.

Ehe er noch dem Lebewohl, das er ihr bebend sagte, ein Wort hinzufügen konnte, war sie die Freitreppe rasch hinaufgeschwebt — sie wandte sich nicht mehr nach ihm zurück, sondern verschwand im dunklen Flur des Hauses. Auch sah er sie nicht wieder. Marani erschien gleich darauf mit seinen beiden Briefen, kam zu ihm herab und übergab sie ihm mit der Bitte, sie freundlichst in Venedig abzugeben: den kleinern, wie die Aufschrift besage, an seinen Vetter Filippo Diodati, dessen Aufenthalt er ja wisse, den größern, sorgfältiger mit Seidenfaden und Siegel verschlossenen, an den Feldherrn der Republik, Herrn Andrea Gritti, den er im Dogenpalast bei

der Wache der Arsenalotti erfragen könne: da werde man ihn bereitwillig führen. Er fügte noch viele mündliche Erörterungen hinzu und lud ihn dann ein, da die schrägern Sonnenstrahlen den Aufenthalt im Garten schon zu stören begannen, mit ihm im kühlen Zimmer noch einen Becher Vino santo zu trinken, bis die Abendfrische eingetreten, wo sie, leider in entgegengesetzter Richtung, noch eine Strecke Weges zurücklegen könnten.

Wunderbar, wie die Saiten der Erinnerung oft vom geringfügigen Anlaß erklingen! Wem ist es nicht begegnet, wenn er nach langer Zeit auf eine bestimmte Stelle zurückkehrt, die er früher besucht, sei es im einsamen Walde oder im lauten Geräusch der Residenz, daß ihm Gedanken, die er damals an demselben Orte gehegt, ein Lied, das er gesungen, Worte, die er zu Freunden gesagt, in hellster Erinnerung plötzlich wieder einfallen, als hätten sie, die er längst vergessen, in seiner Seele nur geschlummert, bis sie geweckt würden? So erging es Bernhard, als der Kaufmann aus Brescia das Wort Vino santo aussprach. Es zauberte ihm, wie durch einen zündenden Blitz, das Bild seiner Lieben in der Heimath vor, wie sie unter der Linde, dem uralten Wahrzeichen seines Hauses, vereinigt, den Erzählungen

des weitgereisten Mannes lauschen, der ihnen die Wunder Italiens, seine Schönheiten und Genüsse schildert. Er hörte den gemüthlichen Haugwitz den Vino santo preisen, dessen Namen er zuerst aus seinem Munde vernommen, er sah die theuren Eltern neben ihm, den ehrwürdigen Greis, der aus seinem reichen Leben wohl andere und wichtigere Dinge zu berichten hatte, er sah das stille Antlitz seiner Schwester und — an ihrer Seite ein Engelsangesicht, vom goldenen Haar umwallt, wie von einem Heiligenscheine, das tiefblaue Auge antheilsvoll auf den Erzähler gerichtet, der ihr eine unbekannte Welt erschloß.

„Ich danke Euch, Herr Marani," sagte Bernhard mit seltsam bewegter Stimme. „Vergönnt mir, ohne längeres Säumen aufzubrechen. Eure Briefe werde ich treulich bestellen. — Sagt Signora Fiorina mein Lebewohl, auch ihren Gruß an den Vater will ich sorgsam ausrichten."

Marani sah ihn lächelnd an: „Ihr könnt Euren Irrthum noch immer nicht überwinden: meine Tochter heißt Francesca, lieber Herr, und Filippo's Tochter Fiorina ist todt."

„Laßt uns nicht unwahr von einander scheiden," bat Bernhard. „Fiorina hat mir selbst alles gesagt, bei mir ist das Geheimniß ganz sicher."

„Hat sie Euch alles gesagt!“ rief Marani mit blitzenden Augen. „Bei Gott, das Mädchen hat eine starke Seele, und ich glaube, wenn ihr die Gefahr noch einmal nahen sollte, würde sie keine Rücksicht auf königliches Geblüt nehmen, sondern sterben vielleicht, aber nicht allein.“

„Königliches Geblüt?“ fragte Bernhard verwundert.

„Ja wohl. Er ist ein leiblicher Neffe des Königs, und manche hohe Dame aus den vornehmsten Geschlechtern Italiens würde stolz gewesen sein, das Auge Gaston's de Foix, Herzogs von Nemours, Statthalters der Lombardei, auf sich zu ziehen, auch wenn er nicht ein junger, bildschöner Mann wäre! Nicht so die Bürgerstochter, meine Nichte, auf welche wir stolz sein können, wir, die echten Männer von Brescia. Sie hat Euch gewiß nicht alles erzählt — dazu ist sie zu bescheiden; aber da Ihr doch die Hauptsache wißt, sollt Ihr auch erfahren, welch' eine Perle dieß Kind ist: die heilige Jungfrau möge immerdar ihr Schutz bleiben! Seit dem Unglückstage in der Ghiarra d'Adda, wo die Schlacht bei Agnadello verloren ging, hatten wir auch die Franzosen bei uns, und mit dem damaligen Statthalter, dem Chaumont, ritt eines Tages auch der junge

Prinz, der unter ihm diente, in Brescia ein. Da mußten die reichsten Bürger den französischen Herren Quartier geben und auch zu meinem Schwager Filippo legte sich ein alter Edelmann ein, bei welchem oft Versammlung der Hauptleute war. Wie es zugegangen, daß der Prinz, welcher immer dazu kam, die Fiorina erblickt, weiß ich nicht, aber natürlich wird es Euch sein, da Ihr sie kennt, daß er ihre Schönheit bewunderte und seit der Stunde alles daransetzte, sie wiederzusehen. Nicht wahr, Signor, jede andere wäre einem solchen Liebhaber entgegengekommen? Ihr schüttelt den Kopf vor Erstaunen, ganz recht. Fiorina widerstand jeder Versuchung, und als gar freche Gesellen, die sich dem Prinzen beliebt machen wollten, eines Tages sie mit Gewalt zu entführen versuchten, was jedoch durch das Dazwischentreten — gleichviel, wessen! — mißlang, da war ihres Bleibens nicht mehr in Brescia; der Prinz, welcher von dem Anfall gehört, ließ zwar durch einen angesehenen Ritter, der weitberühmt in ganz Italien ist, mit Namen Bayard, feierlich dem Vater Fiorina's versichern, daß jene That ohne sein Vorwissen geschehen und von ihm höchlich mißbilligt werde, daß er selbst, nur hingerissen von der Schönheit der Jungfrau, ihr seine reine Huldigung

habe bringen wollen und ihre Ruhe fortan achten werde, aber wer mochte ihm trauen?"

„Dem Fürsten, dem Ritter?" entgegnete Bernhard, welchen die letzte Wendung lebhaft für den Prinzen interessirt hatte.

Marani machte eine jener ausdrucksvollen Geberden, an denen der Italiener so reich ist. „Ihr seid noch sehr jung, Signor," erwiederte er; „habt wohl nicht viel mit Menschen verkehrt und glaubt Euch selbst sicherer, als Ihr seid. Traue niemand! ist ein weiser Spruch. Sich selbst am wenigsten kann man trauen. Ich glaube wenigstens, daß meine Nichte deßhalb Brescia mit ihrem Vater verließ und ich aussprengen mußte, sie sei in Venedig gestorben. Der Prinz soll um sie getrauert haben, erzählten sich die Leute; aber seitdem ist er getröstet, hat seine Liebe einer vornehmen Dame zugewendet, mit der er sich künftig zu vermählen gedenkt, wie ich höre, und reitet ihr zu Ehre mit einem schönen Wahlspruch und — denkt Euch den Wahnsinn! — ohne Harnisch in jede Schlacht."

„Das ist ritterlich, bewundernswerth!" rief Bernhard. „Ich möchte den jungen Helden kennen lernen!"

Der Brescianer lächelte spöttisch, hielt aber für gut, seinem Gedanken keine Worte zu geben. — „Ihr

wißt nun alles," sagte er. „Der Prinz ist in Mailand, aber wir haben noch immer französische Gäste und diese hausen schlimmer, als da sie noch einige Rücksicht zu nehmen hatten. So ist es für meine Nichte allerdings gefährlich, nach Hause zu kommen, aber die Krankheit ihrer Mutter ließ sie nicht zurückbleiben."

„Dafür wird sie auch der Engel des Herrn schützen!" erwiederte Bernhard. Dann nahm er Abschied von dem Alten, rüstete selbst sein Pferd und ritt aus dem Thorweg, ohne Fiorina wiederzusehen. Sie wußte wohl, daß er hinwegzog, sie lauschte auch hinter dem Gitter des Fensters und war einen Moment in Versuchung, ihm noch einen Scheidegruß zu sagen und zum Andenken ein Pfand ihres Dankes zu geben, wär's auch das erste beste gewesen, einer ihrer duftenden Handschuhe oder die Spange aus werthvollen Muscheln in Gold gefaßt, ein venetianisches Kunstwerk ihres Oheims Andrea — doch besann sie sich und zürnend über sich selbst, zog sie ihre feinen hochgewölbten Brauen zusammen: „Du bist eine Schlange, Fiorina!" sprach sie für sich.

Der Abend war von entzückender Schönheit. Auf den Zinnen des hochgelegenen Schlosses brannten die goldenen Lichter der untergehenden Sonne:

Bernhard's Blicke ruhten im Vorüberreiten mit lebhaftem Antheil auf der Feste, welche vor zwei Jahren, wie ihm Marani erzählt, von den Kaiserlichen mit Sturm genommen worden war, obgleich man sie bei der Steilheit der Höhe für unbezwinglich gehalten hatte, weil sich droben eine Hochfläche des fruchtbarsten Landes findet, so daß auch keine Aushungerung möglich ist. Nur durch eine List war der Sturm gelungen; die Gräuel, welche dabei vorgefallen sein sollten, glaubte Bernhard nicht. Deutsche Ritter sollten viel edle Frauen, die ihnen in die Hände gerathen waren, im Lager öffentlich feilgeboten und verkauft haben! Schändliche Beschuldigung! Leider war sie jedoch nicht ganz unbegründet, nur das hatte Marani vergessen zu berichten, daß der edle Kaiser Max im gerechten Zorne jedem, auch dem vornehmsten, mit dem Strange gedroht, der gefangene Frauen zurückhalte und nicht ohne Lösegeld in Ehren ziehen lasse, wodurch dem Unwesen der verwilderten Krieger sogleich ein Ende gemacht worden war.

Die Sonne sank, frischere Lüfte wehten über die Flur. Noch lag die Ferne in klarer Beleuchtung, die verstreuten Dörfer und Flecken, die hohen Kirchthürme belebten das grüne schimmernde Landschaftsbild. Bernhard ritt im scharfen Trabe den Weg

nach dem Bacchiglione zurück, sein Auge schweifte wohl über die Gegend hin, doch was er sah, kam ihm nicht recht zum Bewußtsein, da er mit den innern Bildern, die in ihm rege geworden, beschäftigt war. Ein Gefühl, wie Heimweh, überkam ihn zum erstenmale, aber es rang in einem räthselhaften Kampfe mit einem andern, das er nicht verstand, es war eine Sehnsucht, die sich nicht an das Bild seiner Heimath knüpfte! Plötzlich weckte ihn wiederum, wie damals im Alpenthale das freudige Wiehern seines Pferdes aus der weichen Stimmung — er blickte hinaus in die Richtung, nach welcher sein Roß drängte. Dort kam, noch erkennbar im Abendscheine, eine Reiterschaar dahergesprengt, nicht in Stahl gekleidet, wie die Reisigen aller Heere, oder in die gewohnte schmucklose Tracht der sogenannten ,'ringen Pferde,' sondern in leuchtenden Farben prangend, vorherrschend Roth, daß es aussah wie ein glühender Feuerball, der durch das grüne Feld heranschoß.

Stradioten! Bernhard kannte sie nicht, hatte sie nie gesehen, aber nach der Beschreibung konnten es nur die gefürchteten illyrischen Reiter sein! Er war vor ihnen gewarnt, er hätte volle Zeit gehabt, ihnen auszuweichen oder zu entkommen — seine erste Regung war auch, den Hengst zu wenden und zu vollem

Laufe zu spornen, aber heiß überlief ihn die Scham: fliehen, wo die erste Gefahr auf seiner ganzen Reise, seit er die Heimath verlassen hatte, sich ihm nahte? Was hatte er auch zu fürchten, da er auf dem Gebiete, im Bereiche der Waffen Venedigs friedlich zog, ja selbst im Dienste Venedigs, wenn er des Schreibens gedachte, das er an den Gritti auf der Brust trug? Er gab also, der Regung folgend, die nur zu sehr der kalten Vernunft widersprach, dem Pferde, das seinen Stammgenossen — auch das fiel Bernhard ein! — entgegenstrebte, volle Zügelfreiheit und nie hatte der schwarze Hengst ein solches Feuer, eine solche Kraft seiner Sehnen gezeigt, als in diesem kurzen Laufe.

Den fremden Kriegern mochte dieß Entgegenjagen imponiren, da es von einer furchtlosen Zuversicht zeugte, sie machten plötzlich Halt und nur zwei kamen im mäßigen Galopp auf Bernhard zu. Der eine war offenbar der Häuptling der Schaar, das bewies die Pracht seiner Kleidung, der stolze Reiherbusch, der auf seinem Turban prangte — wahrhaftig, einen Turban trug er, wie Bernhard's Großvater die Krieger des Halbmonds geschildert, die er so oft unter dem gewaltigen Matthias Corvinus bekämpft hatte! Mit dem Häuptlinge ritt ein kleiner,

schwärzlicher Mann in dunkler Kleidung vor, der, sobald er sich verständlich machen konnte, in italienischer Sprache einen Anruf hören ließ. Bernhard beantwortete ihn durch das gewöhnliche: gut Freund! Der Orientale verhielt sein Pferd und ließ ihn herankommen, dann grüßte er würdevoll und sagte ein Paar Worte in fremder Mundart zu seinem kleinen Begleiter, der offenbar sein Dolmetsch war. „Was Ihr bringt, will der Aga wissen,“ erklärte er, und als Bernhard kaum ein Paar Worte begonnen, unterbrach er ihn höflich in deutscher Sprache, so daß jener freudig aufsah: „Ihr werdet besser thun, deutsch zu reden,“ sagte er. „Ich bin ein Armenier, aber verstehe auch deutsch.“ Da gab denn Bernhard Bescheid und der Dolmetsch übersetzte es dem Häuptling, der mit Ruhe den Vortrag anhörte, und seine Antwort wiederum dem Fremden sagen ließ.

„Die Straße nach Venedig ist sicher; wenn Ihr aber eine Botschaft habt, will sie der Aga durch einen seiner schnellsten Renner bestellen lassen. — Ihr könnt ihm sicher trauen,“ setzte der Dolmetsch hinzu. „Diese Ungläubigen beschämen leider unsere christlichen Streiter an Gewissenhaftigkeit.“

„Sind das nicht Stradioten?“ fragte Bernhard verwundert.

„Dann würdet Ihr schon ausgeplündert und vorzüglich Eures guten Rosses beraubt sein!" erwiederte der Dolmetsch lachend. — „Diese guten Reiter sind echte Türken, oder wie sie sich lieber nennen hören, Osmanli. Unsere Stradioten mögen ebenso tapfer, ebenso schnell sein, aber Gott bewahre Euch vor ihnen! — Wollt Ihr dem Aga Eure Briefe anvertrauen?" — Bernhard lehnte das ab, worauf der Aga fragen ließ, was er eigentlich gewollt, daß er zu ihm herangesprengt sei — die Antwort, daß er so berühmte Krieger habe sehen wollen, schien ihm zu gefallen; er nickte Bernhard freundlich zu und wandte sein Pferd wieder zu den Seinigen zurück. Der Dolmetsch gab dem jungen Deutschen noch den Rath, hinter Ponte di Brenta vorsichtig zu sein, weil dort die Albanesen oder Stradioten, wie sie meist heißen, auf Streifzügen gegen Verona hin zuweilen erschienen und ritt dann seinem Häuptlinge nach. Da kostete es Bernhard einen heftigen Kampf mit seinem Hengste, der durchaus dem Türken folgen wollte, sich wüthend bäumte und tolle Sprünge machte, aber der Reiter zwang ihn und erntete dafür ein lautes Beifallsgeschrei der Osmanen, welches hinter ihm her schallte, als er seinen Weg fortsetzen konnte.

Zwölftes Kapitel.

Das Geheimniß.

Eine herbe Prüfung des Schicksals harrte des Arglosen in Padua. Der Wirth zum goldenen Stern, der ihn hatte kommen sehen, war fluchend in die Hausthüre getreten, glättete aber schnell sein Angesicht, daß es glänzte wie der junge Morgen, der noch nicht lange angebrochen war. Er ging dem Deutschen entgegen, freute sich, daß er wieder sein schlechtes Haus beehren wolle, bedauerte aber, daß er heut auch nicht den kleinsten Winkel frei habe, um ihn aufnehmen zu können: hätte er gewußt, daß Illustrissimo zurückkehren werde, so würde er ihm die schönsten Zimmer aufbewahrt haben.

„Wie, Herr Wirth?“ entgegnete Bernhard erstaunt. „Habe ich Euch nicht gesagt —“

„Kein Wort!“ betheuerte der Mann und schnitt die ehrbarste Fratze.

„Aber ich habe Euch doch ein Pfand gegeben? Wie sollt' ich wieder dazu gelangen?“

„Ein Pfand, mir?“ entgegnete der Wirth, sich aufspreizend.

„Habt Ihr's vergessen?“ lachte Bernhard. „Den Leibgurt mit meinem Gelde?“

Sprachlos starrte ihn der Wirth an — dann aber brach er los mit einer Wuth und Zungenläufigkeit, von welcher sich nur derjenige einen Begriff machen kann, der einen Italiener in solcher Aufregung gesehen hat. Kein Wort verstand Bernhard von der Flut von Zornreden und Drohungen, die auf ihn einstürzte; auf das Geschrei liefen die Menschen auf der Straße zusammen, fragten und schrieen mit, allgemein Partei für den Wirth nehmend, den ein hergelaufener Landstreicher zum Schelm und Diebe anvertrauten Geldes machen wollte. — „Zum Salun' mit ihm! Zum Richter! giustizia in palazzo!“ tönte der Wahlspruch der venetianischen Herrschaft, der wie ein Köder in Allerwelts Munde war. Schon faßten freche Fäuste nach seinem Zügel, aber der Hengst, der solches von Fremden nie duldete, stieg in die Höhe und hieb mit den Vorderfüßen, da prellten die Angreifer aus einander, doch nur, um von der Seite den Reiter bei den Schenkeln zu packen und vom Pferde reißen zu wollen. Er zog sein Schwert: der erste, der ihn zu berühren gewagt, taumelte scharfgetroffen zurück und in demselben Moment theilte ein riesenstarker Mann die Menge,

warf die nächsten zur Seite und machte Bernhard freien Raum.

„Reitet, Landsmann!" rief er ihm auf deutsch zu. „Vor dem Thore erwartet mich."

Bernhard befolgte den Rath, niemand hielt ihn auf, die allgemeine Entrüstung hatte sich gegen den unberufenen Einmischer gewendet, aber sie begnügte sich mit Schimpfwörtern und Drohungen; die Riesengröße des Mannes, der wie ein Thurm über alle Köpfe ragte, und seine Kraft, die sie kannten, denn er war nicht zum erstenmale hier, hielten die Menge ab, etwas thätliches gegen ihn zu unternehmen. Ja, ein Prokurator von San Marco, der in Staatsgeschäften der Signoria hier war und aus dem Fenster den ganzen Auftritt mit angesehen hatte, erschien in der Thüre und beschwichtigte durch sein Ansehen den Tumult, während der Mann, dem er galt, sich langsam und unangefochten entfernte. Dem Wirthe, der sich unterwürfig mit seiner Klage dem Nobile nahte, warf dieser einen vernichtenden Blick zu und winkte einem seiner Begleiter, welchem er heimlich Befehle gab, worauf dieser ungesäumt die nächste Seitengasse einschlug.

Bernhard hatte das Thor erreicht, aber er war zu empört über das unerhörte, das ihm begegnet

war, als daß er der Mahnung des Unbekannten, der ihm zu Hilfe gekommen war, für den Augenblick hätte gedenken können. Erst, als er in die freie Natur, zwischen die grünen Laubwälle der Weinreben gelangt war, kam er wieder zur Besinnung und hielt an, um den Fremden zu erwarten. Er sprang vom Pferde und suchte sein aufgeregtes Blut durch vernünftige Vorstellungen zu beschwichtigen. Es war doch nicht möglich, daß ihm der Mann, dem er auf Treu und Glauben sein Eigenthum anvertraut, im Ernst dasselbe abläugnen konnte! Vielleicht hatte ihn nur das Erinnern auf öffentlicher Straße verdrossen, wer weiß, ob er sich nicht einen bloßen Spaß machen wollen, die Italiener lieben dergleichen: jedenfalls war es ja leicht, vor dem Richter, wenn er es darauf ankommen ließ, sein Recht zu erlangen, da der Wirth doch unmöglich den Empfang abschwören konnte. In solchen Gedanken allmälig Beruhigung findend, hatte sich Bernhard neben seinem Pferde, das er am Zügel hielt, auf einen Stein am Wege gesetzt; er mußte jedoch eine geraume Zeit warten, ehe der Landsmann — als solcher hatte er sich ihm angekündigt — zwischen den Bäumen daherkam. Wahrlich, eine achtunggebietende Erscheinung! Bernhard erinnerte sich nicht, einen Mann von so hohem und

herrlichem Wuchse gesehen zu haben. Er kam gemessenen, stattlichen Schrittes gegangen; als er dem Sitzenden auf geringe Entfernung nahe gekommen, wo er sein erst unter dem Laubgehäng ansichtig werden konnte, blieb er plötzlich, gleichsam betroffen, stehen und näherte sich dann rascher. Bernhard ging ihm, das Pferd hinter sich führend, entgegen.

„Habt Dank, Landsmann!“ rief er ihm zu, sich derselben Anrede bedienend.

Der andere sah ihm mit einem langen, forschenden Blicke ins Antlitz und ehe er ein Wort sagte, hatte Bernhard Zeit, auch seine Züge aufmerksam zu betrachten. Sie waren so ausdrucksvoll in ihrer gereiften männlichen Schönheit, daß, wer sie einmal gesehen, sie wohl nimmer vergessen konnte. Eine gewisse Bewegung machte sich in ihnen bemerklich und nur ein so unbefangenes Gemüth als Bernhard's, konnte nicht erkennen, daß diese Bewegung sich steigerte, je mehr er im Antlitze des Jünglings die wunderbare Bestätigung der ersten, flüchtig aufblitzenden Idee fand, die seinen Fuß einen Moment an die Stelle gebannt hatte. Endlich faßte er sich, reichte Bernhard die Hand und sagte lächelnd: „Was ist Euch denn geschehen? Ich sah Euch halten wie einen Eber, von einer Meute kläffender Rüden

angefallen, hörte Euch ein deutsches: Herr Gott! ausrufen und machte Euch eine Gasse — Dank verdiene ich darum nicht. Aber sagt mir, was wollten sie von Euch?"

Bernhard erzählte mit neu aufsteigender Entrüstung, was ihm geschehen war und daß er nicht gesonnen sei, dem Schurken nachzugeben, wenn er auch für den Augenblick dem Pöbel, gegen den ein einzelner Mann nur Schimpf und Schande davontragen könne, ausgewichen sei. Der Fremde schien auf jedes Wort, ja auf den Klang seines Dialektes aufmerksam zu lauschen, er schwieg noch eine Minute, als Bernhard schon geendigt hatte und ihn fragend ansah, was er zu dieser Schändlichkeit sagen werde, dann schüttelte er den Kopf und sprach: „Ihr kennt dieß Volk nicht. — Habt Ihr einen Empfangschein? Oder wenigstens einen Zeugen, in dessen Gegenwart Ihr dem Wirthe Euer Pfand übergeben habt?"

Bernhard mußte beides verneinen.

„Dann steht Eure Sache schlecht," versetzte der Fremde, „und ich kann Euch nur rathen, den Verlust zu verschmerzen. Bedenkt selbst, welcher Richter könnte Eure Klage annehmen, und den Wirth verurtheilen, wenn Ihr gar keine Beweise vorzubringen habt als Eure bloße Behauptung?"

„Aber der Mensch wird doch nicht einen Meineid auf seine Seele laden?“ rief Bernhard.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte der Fremde. „Ich kenne auch den Rechtsgang nicht, aber Ihr seid ein Fremder, und versteht vielleicht nicht einmal die Sprache? Wenig? O dann gebt Euren Handel auf, der sich in endlose Länge schleppen und Euch vielleicht selbst in Gefahr bringen könnte! War es viel?“

„Mein alles!“ sagte Bernhard unmuthig.

„Das ist schlimm! — Habt Ihr Bekannte hier zu Lande, an welche Ihr Euch in Eurer Verlegenheit wenden könntet? Ich selbst,“ setzte er hinzu, gleichsam zur Entschuldigung, „habe nicht genug, Euch, wie es scheint, zu einer weiten Reise fortzuhelfen.“

„Ich danke Euch nochmals,“ erwiederte Bernhard. „Allerdings hat mir ein alter Freund meines Vaters für den Fall der Noth einen Mann genannt, der mir helfen würde und der Zufall fügt es, daß er gerade in Venedig anwesend ist, wo ich doch morgen bei guter Zeit hingelangen kann, nicht wahr?“

„Zehn Stunden Weges von hier. Wollt Ihr nach Venedig, so rathe ich Euch, mit Eurem Pferde,

wenn Ihr es nicht mit hinübernehmt, vorsichtiger zu sein als mit Eurem Gelde. Verkauft es unterwegs und geht zu Fuß wie ich. Doch ich mische mich in Eure Angelegenheiten. Warum ich Euch bat, hier auf mich zu warten ist, daß ich wissen wollte, ob ich Euch vielleicht noch einen Dienst leisten könnte, denn ein Landsmann muß dem andern helfen; ich glaubte, daß wir vielleicht einen Weg hätten, und zwei schlagen sich besser durch. Das ist nun nicht der Fall."

„Wohin gedenkt Ihr zu ziehen?" fragte Bernhard.

„Zu deutschen Fahnen," erwiederte der andere, indem er frei und stolz auffsah. „Dort hinaus!" Er zeigte nach der Richtung, wo die Kette der Alpen, von hier freilich nicht sichtbar, den Grenzwall Italiens bildet. „Ihr wundert Euch, mich dann hier zu sehen, mitten im Lande des Feindes, den unsere Brüder sowohl im Heere des Kaisers, als dem des Königs von Frankreich bekämpfen. Wisset, daß ich eine Weile frei von jeglicher Verpflichtung, wie Ihr, gewesen bin und mich losgesagt hatte, aus Ursachen! Sie glaubten dann, mich hier gewinnen zu können — und noch heute," setzte er lachend hinzu, „ist Einer, dessen Name im goldenen Buche Venedigs unter den case elettorali prangt, dort drinnen, der sich's

in den Kopf gesetzt hat, mir tausend Dalmatier zu übergeben, um sie für den geflügelten Löwen gegen die goldenen Lilien in den Krieg zu führen. Aber ich will doch lieber, ein ehrlicher Mann, vom Schwerte fallen in der Schlacht, als durch den Strick des Henkers, wenn ich gefangen werde, den Tod des Ueberläufers. Venedigs Gold und — was sie mir sonst geboten haben — reizt mich nicht! — Aber ich erzähle Euch von mir, was Ihr nicht zu wissen begehrt." — Er sah Bernhard wieder mit dem forschenden Blicke an und fragte dann zögernd: „Ihr seid aus Schlesien?"

„Wohl, und mein Name ist Bernhard von Linden."

Im Antlitze des Fremden zuckte es mächtig, obwohl er nur die Bestätigung dessen hörte, was ihm die Aehnlichkeit Bernhard's mit einem unvergeßlichen Bilde längst gesagt hatte. — „Ich wußte das," sprach er, und seine Stimme verrieth die innere Bewegung. „Daß Ihr hier wart, hatte ich schon erfahren, und es ist kein Zufall, daß ich Euch in Padua getroffen, sondern ich habe Euch aufgesucht. Kennt Ihr mich n i c h t?"

„Solltet Ihr —" fragte Bernhard schnell und wagte nicht auszusprechen, was er glaubte.

„Ich bin Fabian von Schlabrendorff," sagte der Fremde.

„Wahrlich, Ihr seid es!" rief Bernhard und die Erinnerung an alles, was er von diesem Manne und seinem Verhältniß im Hause zu Läßnitz gehört hatte, überstürzte sich wie Wogendrang in seinem Geiste. Aber mehr und mehr trat zurück, was in Sachsen, in Schlabrendorff's Heimath, seine heiligsten Gefühle vergiftet, und er dachte nur noch an die Botschaft, welche ihm seine Mutter anvertraut hatte.

„Mein Andenken, nicht wahr, steht als ein Fluch in Eurem Hause?" fragte Schlabrendorff bitter. „Ihr seid doch der Sohn Herrn Heinrichs von Linden?"

„Ich bin sein und der Frau Wanda Sohn," erwiederte Bernhard und suchte auf seiner Brust im Kleide sorglich bewahrt den Ring, den ihm seine Mutter zum Wahrzeichen mitgegeben hatte. „Nie hab' ich vernommen, daß Euer Andenken geschmäht worden sei — habt Ihr, wie uns ein alter Freund, den Ihr wohl kennt, erzählte, die Stunde verwünscht, wo Ihr meine Schwester kennen gelernt, wahrlich, sie hat auch keine Ursache, diese Stunde zu segnen!"

Der Fährmann bei Rathen an der Elbe, welcher Fabian von Schlabrendorff als den jähzornigsten

Herrn geschildert, hatte wohl gelogen, sonst würde er die Herausforderung, welche in Bernhard's Worten lag, nicht so zahm hingenommen haben. Sein Auge blitzte wohl, seine mächtige Brust hob sich, aber er sah nur mit finsterm Blick dem Sprecher stumm in das Antlitz.

„Diesen Ring hier," fuhr Bernhard fort und überreichte das Kleinod dem Sachsen, der es mit sichtlicher Betroffenheit in Empfang nahm und zweifelnd betrachtete — „diesen Ring schickt Euch Frau Wanda, meine Mutter, und schwört Euch, so wahr sie vor dem Allbarmherzigen einst Gnade zu finden hoffe, daß niemals eine andere Hand als die ihrige, diesen Reif getragen, daß sie ihn keine Minute abgelegt habe, nicht einmal zur Nacht, wenn sie sich zum Schlummer niedergelegt. Was Ihr auch darüber je gedacht, das sei nicht wahr, sondern falsch gewesen."

Tiefer brannte die Glut auf Schlabrendorff's männlich schönem Antlitze und stieg jetzt hinauf bis unter seine vollen, dunkelblonden Locken, welche nur an den Schläfen die Spuren vom Druck des Helmes trugen. „Das ist der Ring — ich erkenne ihn wohl!" sprach er, kein Auge von ihm verwendend, aber die Rede schien nicht an Bernhard gerichtet, denn sie klang halblaut, wie in tiefen Ge-

danken gesprochen, und die starke Hand, welche den goldenen Reif emporhielt zur Betrachtung, zitterte.

„Was Ihr ferner," fuhr Bernhard weiter fort, „nun Ihr die Wahrheit erfahren, darüber denken möchtet, das könne Euch meine Mutter nicht wehren. Rechenschaft sei sie nur Gott und ihrem Gatten schuldig und beiden habe sie dieselbe gewissenhaft abgelegt und mit Ehren vor ihnen bestanden. — Das, Herr von Schlabrendorff, ist die Botschaft meiner Mutter, und es ist nun an Euch, mir Eure Ueberzeugung zu bekennen, daß Ihr meiner Schwester das schwerste Unrecht gethan und sie volle Ursache gehabt, sich von Euch loszusagen. Sprecht Ihr diese Ueberzeugung aus, dann mag die böse Vergangenheit begraben sein."

Auch diese neue Herausforderung, in herberm Tone als die erste, ließ Schlabrendorff unbeachtet. Es schien, als könne er noch nicht fassen, was ihm hier eröffnet worden war. — „Hat Frau von Linden Euch alles vertraut? Unmöglich!" rief er. „Wißt Ihr, warum ich diesen Ring für den — einer andern gehalten, warum ich verworfen wurde, mit Recht gewiß, aber nicht im eigenen Bewußtsein d e s Frevels, der mir zur Last fiel, wenn alles so ist, wie Ihr mir jetzt sagt und wie ich noch immer nicht begreife,

wenn ich nicht mit schwindelnden Sinnen in den Abgrund blicken will, den mir ein Blitz erhellt? Sagt mir aufrichtig, hat Euch Frau Wanda alles vertraut?"

Bernhard gedachte an die Weigerung seiner Mutter: ‚Nicht diesen Augenblick! Nicht hier!' und er antwortete der Wahrheit gemäß, daß er nichts mehr wisse, als was er ihm gesagt habe.

Da legte Schlabrendorff die Hand über die Augen und schüttelte schweigend den Kopf. Nach einer kleinen Weile blickte er auf und sprach: „Verhält es sich so, dann habe ich Eurer Schwester ein schweres Unrecht gethan — obgleich auch sie gar hart mit mir verfahren ist." — Zögernd setzte er hinzu: „Ist sie vermählt?"

Bernhard verneinte es kurz. — Der Sachse wollte noch mehr fragen, aber er unterdrückte die Regung gewaltsam, die ihn völlig zu entnerven drohte, faßte sich und nahm rasch Abschied. „Unsere Wege trennen sich, lebt wohl. Was ich gesagt habe, berichtet. Besser, die Eurigen hätten mich nie gesehen, segnen können sie mich nicht, aber sie sollen mir auch nicht fluchen — den Ring will ich tragen bis ich sterbe, das sagt ihr — Eurer Frau Mutter mein' ich, und nun lebt wohl." In seinen Worten lag manches, das Bernhard zum Herzen drang, und er

hätte ihn gern zurückgehalten, um mehr von ihm zu hören, aber sein Benehmen war so entschieden, als er sich abwandte und raschen Schrittes entfernte, daß keine Hoffnung war, er werde noch Rede stehen. Noch hielt er unschlüssig mit seinem Pferde, als er eine fremde Stimme, vernahm welche offenbar den Fortschreitenden begrüßte, und er konnte nicht umhin, als absichtloser Lauscher ein kurzes Gespräch zu hören, das hinter den nächsten Laubgehängen geführt wurde.

„Finde ich Euch, Signor! Ihr habt Andrea Gritti gesprochen?“

„Das habe ich, er kennt meinen Entschluß.“

„Und Ihr schlagt die Hand des schönsten und reichsten Mädchens in Brescia aus?“

„Ihr denkt sehr gemein vom deutschen Krieger, daß er mit Geld und Weibern zu kirren sei!“

„Habt Ihr die reizende Fiorina gesehen?“

„Kann Euch gleich sein! Ich bin kein Ueberläufer!“

„Ah, Ihr fürchtet Euch — vor etwaiger Gefangenschaft — vor der Strenge des Kaisers —“

„Ich fürchte mich — ja! meine Ehre zu verletzen!“

„Aber Ihr seid frei, könnt Euren starken Arm weihen, welcher Partei Ihr wollt — und der

Kaiser schließt Frieden mit uns, das ist schon so gut wie gewiß! Bedenkt, Ehre ist bei uns, die man unterdrücken wollte; Ihr streitet für eine gerechte Sache — die Republik bietet Euch den Oberbefehl über ihr dalmatisches Fußvolk, das unter Euch Wunder verrichten wird; ein edler Bürger, der bei uns in freiwilliger Verbannung eine Freistatt gefunden hat, will mit Freuden sein Kind, die Rose von Brescia, um welche Fürsten, wie der junge Gaston, den sie la foudre d' Italie, den Blitz von Italien, nennen, Lanzen gebrochen haben, er will sein Kind Euch zur Gemahlin geben, dem sie schon, von Euch vielleicht nicht gekannt, in zarter Liebe ihr Herz geschenkt —"

„Das ist eine Lüge!" unterbrach ihn des Sachsen Stimme im rauhsten Ton. „Sagt dem, der Euch auf meine Fersen hetzt wie einen überlästigen Kläffer, daß Fabian Schlabrendorff nicht zu kaufen ist — und geht mir aus dem Wege!" Darauf verstummte das Gespräch und Bernhard konnte starke Tritte hören, die sich entfernten, und denen ein wenig später andere, gemäßigtere folgten.

Von dem, was er gehört hatte, mächtig aufgeregt, stieg er nun wieder zu Pferde und ritt auf die freie Straße hinaus, ohne viel auf das zu achten, was fern und nah seinen Blicken sich dargeboten

hätte, denn er war zu sehr mit der letzten Begegnung beschäftigt. Schlabrendorff's Bild, das er sich in seiner Phantasie ganz anders vorgestellt hatte, weil er es in Verbindung gebracht mit dem seiner Schwester wenigstens einem passenden Alter nach, erschien ihm nun als das Ideal einer männlichen Kriegerschönheit — die Art, wie er die Botschaft aufgenommen, wie er sich dann geäußert hatte, war geeignet gewesen, Bernhard's Haß und seine schlimmsten Gedanken zu entkräften; diese Weiche in dem starken Manne, das tiefe, schmerzliche Gefühl, das in seinem Tone lag, der innige Klang, mit welchem er den Namen aussprach, der in seinem Munde den Sohn Wanda's erbeben machte, ließen hier ein Geheimniß ahnen, das traurig wohl, aber doch nicht so frevelhaft, wie es Bernhard schon namenlos unglücklich gemacht hatte, sein konnte. — Diese neue Beziehung aber und Fiorina!—

In solchem Sinnen und Grübeln war es ein greller Mißton, als er sich plötzlich in geringer Entfernung angeschrieen hörte; sein Pferd sprang fast zugleich von der Seite, so daß er einen Augenblick den festen Sitz verlor. Bewaffnete, die im Verstecke gelegen, waren hervorgesprungen, wollten über ihn herfallen, aber er wandte, schnell besonnen, sein Roß

und gab ihm die Sporen, um den Wegelagerern, deren sich einige auch auf ihre Pferde warfen, zu entkommen. Tobend schrieen sie hinter ihm her, ein Paar Schüsse fielen, eine Kugel pfiff dicht an seinem Kopfe vorüber. Und zu seinem Schrecken bemerkte er, daß der Hengst, wie schon mehrmals auf seinem Ritte gestern und heute, wieder lahm ging, schlimmer, als es bis jetzt der Fall gewesen war. Als das die Verfolger sahen, schlugen sie ein wildes Hohngelächter auf — nun konnte ihnen der Fang nicht mehr entgehen. Demungeachtet hielt sie die Trefflichkeit des türkischen Rosses noch einige Zeit in einer Entfernung, welche nur sehr allmälig abnahm. Da kam noch ein zweiter Schwarm der wilden Gesellen hinzu, und kaum hatte ihr Führer den schwarzen Hengst des Fliehenden erblickt, als er ihn auch erkannte. Er rief den Seinigen ein lachendes Wort zu und that einen ganz eigenthümlichen, gellenden Pfiff. Hoch auf sprang der Hengst bei diesem wohlbekannten Zeichen, warf sich plötzlich herum, daß sein Reiter ganz aus dem Sattel kam und trug ihn, der vergebens mit Zügel und Sporen dagegen kämpfte, willenlos in den Schwarm der Feinde, die ihn jetzt, wenn auch erst nach tapferer Gegenwehr und aus zwei Wunden blutend, gefangen nahmen. Wem er

hier in die Hände gefallen war, darüber konnte kein Zweifel sein. Diese Reiter in ihren weiten, orientalischen Gewändern, welche dabei den Stahlhelm des Abendlandes in niedriger Form, ohne Kamme trugen, mit funkelnden, reich ausgelegten Säbeln und Streitkolben bewaffnet, den starken Spieß zugleich als Springstock vom Pferde benutzend — das waren endlich die Stradioten, vor welchen Bernhard oft genug gewarnt worden war. Gleichwohl, als er sich erst ergeben hatte, verfuhren sie glimpflich mit ihm: Pferd und Waffen freilich nahmen sie ihm ab, aber was er sonst besaß, ließen sie ihm, verspotteten ihn auch nicht, sondern behandelten ihn mit einer gewissen Achtung, die er sich durch seine mannhafte Gegenwehr gegen ihre Menge gewonnen hatte, und verbanden ihm auch die beiden Stirnwunden, nachdem sie dieselben gereinigt und mit einem Balsam bestrichen hatten, den sie nach Kriegersitte für den eigenen Nothfall bei sich trugen. Nun trat auch der Häuptling, wie es schien, der sich bis jetzt mit dem Rosse des Gefangenen beschäftigt hatte, hinzu und sprach in geläufigem Italienisch: „Laßt Euch nicht niederschlagen. Gebt uns Lösegeld, oder eine gute Anweisung, die uns ausgezahlt wird, dann seid Ihr frei — aber sagt mir, von wem habt

Ihr dieß Pferd, das ich kenne und das mir einst gehört hat?"

Das war also der Stradiot, über dessen Betrug sich der gute Herr von Haugwitz so bitter beklagt hatte. Bernhard gab ihm kurzen Bescheid, daß er das Pferd gekauft habe, und fragte ihn, mit welchem Rechte er einen Reisenden, der auf dem Gebiete der Republik Venedig ruhig seines Weges ziehe, niederwerfen lasse und nur gegen Lösegeld freigeben wolle? — Er hätte freilich dieselbe Frage auch daheim im lieben deutschen Vaterlande thun können, wo es ebenso herging und jeder friedliche Kaufmann, der von der Messe heimkehrte, gleicher Gefahr ausgesetzt war. Dort wäre er für die Frage ausgelacht worden und hier nahm sich der Stradiot auch diese Freiheit. Dann aber wurde er ernsthaft und sagte mit einem wilden Blicke:

„Vergeßt nicht, daß Euer Leben in meiner Gewalt ist. Was könnt Ihr zahlen?"

„Ich habe nichts, bin schon früher beraubt worden," erwiederte Bernhard, ohne ein Zeichen der Furcht.

„Aber Ihr könnt eine Anweisung bei Freunden ausstellen —"

„Ich habe keine Freunde in Italien."

Der Stradiot sah ihn höhnisch an. „Ohne Freunde, ohne Geld, auf einem Pferde, das Ihr nicht reiten könnt! Hätte ich meine Kunststücke, die nur dieß Pferd versteht, mit verkauft, so würde Euch, wenn Ihr sie gewußt hättet, kein Sturmwind eingeholt haben. Was thue ich nun mit Euch?"

„Was Euch beliebt. Ich bin in Eurer Gewalt."

„Du hast ein tapferes Herz!" sagte der Illyrier, und sein Blick erhellte sich. „Wohlan, ich will Dich freigeben, auch ohne Lösegeld. Mein Roß und Dein Schwert behalte ich aber. Sieh, wie Du fortkommst. Einen Rath nimm von mir auf den Weg. Laß Dich nicht treiben und jagen, sondern jage und treibe Du selbst. Das Dulden geziemt der Frau, die That dem Manne."

Ende des ersten Bandes.

Druck von Kath. Gerzabek.